



**SUPERCOMPUTER** Schnellster Rechner der Schweiz an der Universität Zürich  
**PUBLIZISTIK** Nachforschungen über ein Trendfach  
**SPARDRUCK** Wird die moderne Psychiatrie wegrationalisiert?

## Travel the yellow way



# Die Hölle von Santiago.

Immer Geld. Online. Weltweit in 10 Minuten. Denn wer reist, sollte immer gute Freunde haben wie z.B. Western Union und PostFinance. Einfach. Schnell. Sicher. In über 190 Ländern. Mit 140 000 Agenten. Alles was Du brauchst ist ein Gelbes Konto und yellownet.

Informiere Dich unter [www.postfinance.ch/wu](http://www.postfinance.ch/wu) oder bei unserer Info-Hotline 0800 811 099, Mo – Fr 7.30 – 18.45h, Sa 8.00 – 12.15h.

**WESTERN UNION | BARGELD-TRANSFER**  
Der schnellste Weg, weltweit Geld zu schicken.

[www.postfinance.ch](http://www.postfinance.ch)

**PostFinance**

**DIE POST** 

# DOPPELTER AUFBRUCH

Vom Aufbruch kann man nie genug haben. Kaum Kind, ist man schon Jugendlicher, kaum Jugendlicher, schon Erwachsener. Die Jugendjahre sind eine Übergangszeit mit vielen Erwartungen und Unsicherheiten. Zu den Freuden gesellen sich auch Ängste. Selten ausgesprochene Fragen in einer widersprüchlich empfundenen inneren Vielfalt lähmen oder treiben einen an: Findet man zum eigenen Lebensentwurf? Wird er gelingen? Angesichts der persönlichen, sozialen und kulturellen Bedeutung der Jugendzeit wird die wissenschaftliche Erforschung der Jugend immer wichtiger. Bisher war sie vor allem am Problemverhalten und Problementwicklungen orientiert. Wie die positive Entwicklung im Jugendalter breit zu fördern ist, stand nicht im Fokus. Solche Akzente will das vor kurzem gegründete Jacobs Center for Productive Youth Development, ein neues Forschungszentrum an der Universität Zürich, setzen. Dies und die bereits vielfältig verankerte Jugendforschung an der hiesigen Universität waren uns Anlass, die Jugend zu thematisieren.

Ein Aufbruch ist auch dieses unimagazin – mit neuem Gesicht und journalistischer Machart. Es thematisiert in einem Dossier wissenschaftlich relevante und aktuelle Themen; es vermittelt die universitäre Forschung kompetent und verständlich; es bietet Wissenschaftsexpertinnen und -experten eine Plattform – auch zu pointierten Meinungsäusserungen; ganz generell soll es die Universität mit ihrem facettenreichen Alltag spiegeln.

Und letztlich stehen Sie, die Lesenden, in unserem Blickpunkt. Es soll Ihnen Spass machen, Texte und Bilder in ihrer Vielschichtigkeit und Vieldeutigkeit zu lesen und zu verstehen. Daran orientiert sich auch das von Hinder-SchlatterFeuz gestaltete Layout. Für diese und die künftigen Herausforderungen zeichnen die unimagazin-Redaktoren Roger Nickl und Thomas Gull, die das neue unimagazin konzeptionell und inhaltlich gestaltet haben. Die Lust an Einfällen wird sie weiterhin in Atem halten – für Sie, die Lesenden. *Dr. Heini Ringger*



## DOSSIER JUGEND

**23 GEGLÜCKTE JUGEND** Was brauchen Jugendliche für eine positive Entwicklung? Fragen wie diese erforscht das neue Jacobs Center for Productive Youth Development an der Universität Zürich. Von Helga Kessler

**27 UNGERADE WEGE** Wie gelingt der Sprung von der Jugend ins Erwachsenenalter, von der Schule in den Beruf? Was verhilft zu einem zufriedenen Leben? Von Paula Lanfranconi

**32 KONFLIKTE AUSTRAGEN** Seine Bücher sind mittlerweile Bestseller: Pädiatrieprofessor Remo Largo hat die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen eingehend erforscht. Interview von Roger Nickl

**36 ROCKEFELLER DER JUGENDFÖRDERUNG** Klaus J. Jacobs hat das Center for Productive Youth Development gestiftet. Der Mäzen will der Jugend helfen und damit die Welt verbessern. Von Thomas Gull

**22 WIE ES SEIN SOLLTE** Was wünschen sich Jugendliche? Und welche Vorstellung haben sie vom Glück? Acht Beispiele. Von Jos Schmid (Bild) und Thomas Gull (Text)

STUDENTEN BEGEISTERN

BERGWANDERUNGEN MACHEN

ANDERS SCHLAFEN



**Die Welt gehört den Ausgeschlafenen.**

Wer nicht ins Hintertreffen geraten will, muss nachts Kraft schöpfen. Darum unterscheidet sich das Hüsler Nest von herkömmlichen Betten durch eine perfekte Anpassung und Stützung des Körpers, Hygiene und Auswahl der besten Materialien. Einzigartig ist das Federelement aus elastischen Massivholz-

Trimellen. Darauf die geschmeidige Naturlatex-Matratze und die Wollauflage. Zwei separate Teile, die gut zu durchlüften und zu pflegen sind. Ein gutes Bett tut mehr als nur den Schlaf nicht stören - das Hüsler Nest stimuliert Ihren Schlaf. Und gehört dabei zu den preiswerten Betten.

**Den Ausgeschlafenen gehört die Welt.**

Testen Sie das Hüsler Nest bei einem unserer 120 Fachhändler.  
Wir sagen Ihnen gerne wo. Gratis-Telefon 0800 84 84 94 oder [www.huesler-nest.ch](http://www.huesler-nest.ch)

**HERAUSGEBERIN**

Universitätsleitung der Universität Zürich  
durch unicomcommunication

**LEITUNG**

Dr. Heini Ringger,  
heini.ringger@unicom.unizh.ch

**REDAKTION**

Thomas Gull, thomas.gull@unicom.unizh.ch  
Roger Nickl, roger.nickl@unicom.unizh.ch

**AUTORINNEN UND AUTOREN DIESER AUSGABE**

Markus Binder, markus.binder@swissonline.ch  
| Brigitte Blöchlinger, brigitte.bloechlinger@uni-  
com.unizh.ch | Dr. Carole Enz, carole.enz@tiscali.ch  
| Helga Kessler, hkess@bluewin.ch | Paula Lanfran-  
coni, lanfranco@dplanet.ch | Isabel Morf, isabel-  
morf@bluewin.ch | Thomas Poppenwimmer, tho-  
mas.poppenwimmer@unicom.unizh.ch | Antoi-  
nette Schwab, a.schwab@datacomm.ch | Pierre  
Thomé (Illustration), p.thome@netsurfer.ch | Sabine  
Witt, sabine.witt@unicom.unizh.ch | Dr. Felix  
Würsten, felix.wursten@freesurf.ch

**FOTOGRAFINNEN UND FOTOGRAFEN**

Frank Brüderli, click@bruederli-fotograf.ch | Marc  
Latzel/Lookat, zahad@vtx.ch | Ursula Meisser,  
info@umeisser.ch | Jos Schmid, jos@josschmid.com

**GESTALTUNG/DTP**

HinderSchlatterFeuz, Zürich

**DRUCK UND LITHOS**

NZZ Fretz AG, Schlieren

**ADRESSE**

unicomcommunication  
Schönberggasse 15a, 8001 Zürich  
Tel. 01 634 44 30, Fax 01 634 43 53  
unimagazin@unicom.unizh.ch

**WEBSITE**

www.unicom.unizh.ch/unimagazin

**INSERATE**

Kretz AG, General-Wille-Strasse 147,  
8706 Feldmeilen  
Tel. 01 925 50 60, Fax 01 925 50 77  
annoncen@kretzag.ch

**AUFLAGE**

22000 Exemplare. Erscheint viermal jährlich

**ABONNENTEN**

Das unimagazin kann kostenlos abonniert  
werden unter [www.unicom.unizh.ch/unimagazin](http://www.unicom.unizh.ch/unimagazin)

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Artikeln  
mit Genehmigung der Redaktion.



**FORSCHUNG**

**8 SUPERCOMPUTER**

Physiker der Universität Zürich haben den  
schnellsten Rechner der Schweiz gebaut.

**12 ISLAMISCHE DENKER**

Im Widerspruch – der moderne Islamismus  
und die philosophische Tradition des Islam.

**14 KNACKENDE KIEFER**

Wie wir kauen – krankhafte Veränderungen des  
Kiefers können präzise untersucht werden.

**16 UNENDLICHE GESCHICHTEN**

Zum Mitschreiben – Germanistinnen erfors-  
chen interaktive Medien für Kinder.

**18 WENN DER WURM DRIN IST**

Dem Wurmbefall von Stadtfüchsen wird der  
Kampf angesagt.

**RUBRIKEN**

**20 PROFIL**

Biotechnologie im Multipack

**40 UNIVERS**

Publizistik – Drückeberger und Trendsetter

**44 ESSAY**

Farbiger Vogel – Globi macht Kinder kreativ

**46 PORTRÄT**

Senkrechtstarterin – Juristin Andrea Büchler

**48 INTERVIEW**

Daniel Hell über das Sparen in der Psychiatrie

**6 LEUTE**

**7 STANDPUNKT**

**52 BÜCHER**

**54 GLOSSE**

**AUF SPÄTER** Auch das unimagazin möchte es sich nicht nehmen lassen, der neuen Zürcher Bildungsdirektorin und Universitätsrätin Regine Aeppli zu ihrer Wahl in den Regierungsrat zu gratulieren und ihr viel Glück für ihre neue Aufgabe zu wünschen. Ihrer natürlichen Neugierde folgend, hätte die unimagazin-Redaktion gerne mehr erfahren über die Standpunkte der neuen Bildungsdirektorin. Deshalb wurde bei der Regierungsrätin, die in ihrem neuen Amt nach eigenen Angaben «kämpfen will wie eine Löwin», um ein Interview nachgesucht. Der Termin für das Rendezvous stand



Regine Aeppli

fest. Die Redaktoren stellten den Fragenkatalog zusammen. Wir hätten beispielsweise gerne gewusst, welche Erinnerungen Regine Aeppli an ihr Jura-Studium an der Universität Zürich in den 70er-Jahren hat. Oder wie sie die Universität heute sieht. Kann sich Zürich als Universität mit einem breit gefächerten Studienangebot behaupten? Interessiert hätte uns auch, was die Bildungsdirektorin zum Sparauftrag an die Universität sagt. Wie sollen die Rahmenbedingungen für das Studium aussehen? Stichworte: Bologna, Numerus clausus, Studiengebühren, Betreuungsverhältnisse. Fragen über Fragen, die wir der Bildungsdirektorin vorgängig zustellten. Wie wir im Nachhinein wissen, war das vorgesehene Menü zu üppig. Aeppli liess uns wissen, es sei ihr «zum jetzigen Zeitpunkt nicht möglich, zu den aufgelisteten Themen detailliert Stellung zu nehmen». Für ein Interview werde sie jedoch «später» gerne zur Verfügung stehen. Wir gedulden uns und freuen uns auf ein Gespräch für eine der nächsten Ausgaben des unimagazins. *gut*

**BLICK FÜRS GANZE** Verdoppeln kann er sich nicht. Das ist Josef Jiricny klar. Wie er nun die zweite Professur realisieren wird, die ihm kürzlich für Functional Genomics von der Bonizzi-Theler-Stiftung zugesprochen wurde, stehe noch nicht ganz fest. Schon jetzt arbeitet er als Ordinarius für molekulare Radiobiologie und Leiter des Instituts für molekulare Krebsforschung sieben Tage in der Woche. «Ich bin ein hoffnungsloser Fall», kommentiert er scherzhaft diese Situation. Die Bonizzi-Theler-Stiftung unterstützt Forschung, die der «Erhaltung und Förderung menschlichen Lebens



Josef Jiricny

dient». Dass sie mit diesem Anspruch gerade auf ihn verfallen ist, freut Jiricny. Denn trotz der Erforschung von Dickdarm-Krebszellen hat er nicht den Blick fürs Ganze verloren – für die Krankheit mit ihren klinischen und psychosozialen Aspekten. Der Tumorforscher sucht deshalb den Kontakt zu allen möglichen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die ebenfalls auf dem weiten Feld der Krebsforschung arbeiten. Für sehr wichtig hält der gebürtige Tscheche, dass die Universität sich um private Geldgeber bemüht. Denn in Sparrunden werde immer zuerst an der Bildung gekürzt. Die 2,5 Millionen Franken Forschungsgelder der Bonizzi-Theler-Stiftung fliessen nun in die Grundlagenforschung. Dank dieser Spende verfügt das Functional Genomics Center über ein finanzielles Polster mit dem neue Verfahren entwickelt werden sollen oder die neueste Technologie angeschafft werden kann. Jiricny wird die Mittel einsetzen, um beim Forschungswettbewerb an der Spitze zu bleiben. Denn da gehe es um mehr als Geld: «um die Ehre». *saw*

**POLYPHONE STIMME** Wer Ilma Rakusa an der Universität Zürich besucht, trifft sie in einem winzigen Büro im Achtzigerjahre-Plattenbau des Slavischen Seminars. In Zürich unterrichtet sie seit 25 Jahren Ungarisch und hält Literaturseminare in der Slavistik. Bekannt ist sie aber vor allem als Schriftstellerin, Übersetzerin aus mehreren Sprachen und als Publizistin. Für die Vermittlung ungarischer Sprache und Kultur – durch Sprachunterricht, Übersetzungen von Imre Kertész oder Péter Nádas sowie Rezensionen und Essays – bekam sie kürzlich vom ungarischen Staat die Auszeich-



Ilma Rakusa

nung «Pro cultura hungarica». Nur wenig früher erhielt sie den renommierten «Adelbert-von-Chamisso-Preis» für deutschsprachige Literatur. Die Koinzidenz zweier so unterschiedlicher Preise liegt in Ilma Rakusas ungewöhnlicher Biografie begründet: Aus Budapest über Ljubljana und Triest kam ihre Familie 1951 in die Schweiz. «Deutsch wurde meine Sprache, die Sprache, von der ich alle Facetten kenne», erzählt sie. Das Ungarische habe sich jedoch als Sprache der Kindheit in ihr «festgehakt und festgeschrieben». Im Ausland wird Rakusa im Literaturbetrieb stark wahrgenommen: In Kiel hat sie eine Poetik-Dozentur inne, für Graz schrieb sie ein Theaterstück, und in Klagenfurt ist sie Jurorin für den Bachmann-Preis. In der Schweiz ist es ruhiger um die Literatin. Vielleicht, weil sie nicht so «helvetozentrisch» ist. Früher dachte sie, sie würde einmal in St. Petersburg oder in Paris leben. «Aber in mir gehen Treue und Trägheit wohl eine Mischung ein.» Ilma Rakusa ist eine Schweizer Autorin. Doch eigentlich fühlt sie sich als «Gesamteuropäerin». *saw*

## SPAREN BEI DER BILDUNG?

In Medien und Politik ist derzeit eine Diskussion darüber im Gang, wie viel Geld unser Staat in den Bildungsbereich investieren soll. Eine gewisse Einigkeit besteht darin, dass Bildung eine fundamental wichtige Ressource für die sonst so ressourcenarme Schweiz darstellt. Wie die finanziellen Dimensionen des Bildungswesens zu bewältigen seien, darüber gehen die Meinungen aber weit auseinander.



Mit seiner Botschaft über die Förderung von Bildung, Forschung und Technologie (BFT) in den Jahren 2004 bis 2007 setzte der Bundesrat Ende 2002 ein Zeichen. Nach einer Phase der Stagnation wollte er den BFT-Bereich in den kommenden vier Jahren mit einer überdurchschnittlichen Erhöhung der Mittel stärken. Den kantonalen Universitäten hätte dies in den Jahren 2004 bis 2007 Bundesgelder in der Höhe von insgesamt 2670 Millionen Franken eingebracht, das sind 561 Millionen mehr als in der Periode 2000 bis 2003. Inzwischen wurden der Bildungsförderung die Flügel wieder etwas gestutzt. Statt 6 Prozent möchte der Bundesrat dem BFT-Bereich nur noch 4 Prozent Wachstum gewähren. Die Diskussion im Parlament ist noch im Gang. Auch beim Kanton Zürich wird gespart. Gegenüber dem Konsolidierten Entwicklungs- und Finanzplan 2003 bis 2006 sieht die jüngste kantonale Finanzplanung bei der Universität Einsparungen von 14 Millionen Franken im Jahr 2005 und je 24 Millionen in den Jahren 2006 und 2007 vor. Sparübungen allenthalben. Wo bleibt der Aufschrei der Uni-

versitäten? Die geplanten Kürzungen haben gravierende Konsequenzen für die schweizerische Bildungslandschaft, wir betonen dies immer wieder. Ein wütender Aufschrei bringt uns aber wenig. Die Spannung zwischen Bildungs- und Finanzpolitik und überhaupt die Verteilungsfrage ist ein Problem, dem nur in einer nüchternen Analyse adäquat begegnet werden kann. Seitens der Universität Zürich ist

*«Es wäre ein Akt der Redlichkeit, wenn die Politik der Universität einen klaren Leistungsauftrag erteilen würde.»*

im Rahmen einer solchen Analyse zwar der dringende Nachholbedarf in gewissen Massenfächern zu betonen, es ist aber auch zuzugeben, dass die staatlichen Mittel in den letzten Jahren ein namhaftes Wachstum zuließen: Seit 1999 konnten wir knapp 90 neue Professuren und über 500 neue Mittelbaustellen schaffen.

Dafür sind wir dankbar, und deshalb schlucken wir auch die bittere Sparpille. Mehr Probleme als mit einzelnen Kürzungen haben wir mit der Unberechenbarkeit kurzfristiger Saniierungsprogramme und mit der fehlenden Planungssicherheit. Wir können uns zur Not auf weniger Mittel einstellen. Nicht möglich ist es uns, mit weniger Mitteln immer höheren Ansprüchen gerecht zu werden. Es wäre ein Akt der Redlichkeit, wenn die Politik der Universität einen klaren Leistungsauftrag erteilen und die zur Erfüllung dieses Auftrags nötigen Mittel auf eine planerisch sinnvolle Periode hinaus garantieren würde (Stichwort Leistungsvereinbarung). Das würde freilich auch bedeuten, dass die Politik die Verantwortung dafür übernehmen müsste, wenn der Leistungsauftrag der Universität aus finanzpolitischen Gründen redimensioniert wird. Dazu fehlt im Moment die Bereitschaft.

*Prof. Hans Weder* ist Rektor der Universität Zürich.

**BALANCEAKT** Doch, Julia Gerber Rüegg ist zufrieden mit ihrer Arbeit als Kinderbetreuungsdelegierte der Universität Zürich. Auch ist die SP-Kantonsrätin und gelernte Sekundarlehrerin nicht so «unbelastet von Vorkenntnissen» zu ihrem Mandat gekommen, wie ihr in einem Zeitungsartikel unterstellt wurde. Einerseits hat sie während elf Jahren als Gemeinderätin in Wädenswil gezeigt, dass ihr die Gleichstellung ein Anliegen ist (Wädenswil wurde mit der ersten, rein weiblich formulierten Gemeindeordnung sogar «berühmt»). Auch während der zehn Jahre als Kantonsrätin und



*Julia Gerber Rüegg*

selbständige PR-Beraterin war Familien- und Bildungspolitik für sie ein zentrales Thema. Und als Mutter zweier Buben und Ehefrau schliesslich, die sich mit ihrem Mann Büro und Kinderbetreuung teilt, kennt sie den Balanceakt bestens, den es braucht, um Familie und Beruf zu verbinden. Das Mandat für die Pitschi-Kinderkrippe erhielt Gerber Rüegg von der Universität, nachdem sie 2001 im Auftrag der kantonalen Gleichstellungskommission erfolgreich eine Fachtagung zur externen Kinderbetreuung organisiert hatte. Doch zuerst musste das dunkle und enge ehemalige Kutscherhäuschen an der Schönberggasse 4 gründlich umgebaut und in eine kinderfreundliche Krippe verwandelt werden. Dann galt es, eine adäquate Organisationsform und in kürzester Zeit qualifiziertes Krippenpersonal für zwanzig Kinder und Säuglinge zu finden. Am 12. Mai 2003 war alles unter Dach und Fach, die ersten Kinder von Universitätsangehörigen nahmen Pitschi in Beschlag. Damit ihre Eltern beides können: arbeiten und Familie haben. *bri*

# UNIVERSUM AUF 288 PROZESSOREN

Die Astrophysiker Ben Moore und Joachim Stadel von der Universität Zürich haben den schnellsten Supercomputer der Schweiz gebaut. Nun wollen die Physiker eine Spinoff-Firma gründen. Von Felix Würsten

Es ist nicht gerade alltäglich, dass Physiker, die sich mit der Entstehung des Universums beschäftigen, eine Spinoff-Firma gründen. Schon gar nicht in einer Geschäftssparte, in der man es mit scheinbar so übermächtigen Konkurrenten wie IBM zu tun hat. Doch Ben Moore und Joachim Stadel vom Institut für Theoretische Physik der Universität Zürich haben genau dies vor. Die beiden Wissenschaftler haben mit Hilfe der Werkstatt Physik einen Supercomputer entwickelt, der in verschiedener Hinsicht beeindruckt. Sie möchten die Konstruktion nun auf dem Markt etablieren.

Moore ist bei seiner täglichen Forschungsarbeit auf grosse Rechenkapazitäten angewiesen: «Es gibt zahlreiche interessante astronomische Fragestellungen, die man heute mit Hilfe von Modellsimulationen untersucht.» Dazu gehört etwa die Entwicklung des Universums kurz nach dem Urknall, die Verteilung der dunklen Materie sowie die Bildung von einzelnen Sternen und Planetensystemen bis hin zur Formation ganzer Galaxien. «Viele dieser Probleme werden heute erst ansatzweise verstanden», meint der Physiker. «Häufig handelt es sich um grundsätzlich ähnliche Fragestellungen, die sich jedoch auf verschiedenen Skalen abspielen.» Da Computermodelle, die Antworten auf solche Fragen geben, naturgemäss sehr komplex sind, brauchen die Wissenschaftler entsprechend leistungsfähige Rechner.

Die nötige Rechenkapazität für diese Art von Forschung ist allerdings nicht ohne weiteres erhältlich, da der Andrang auf die bestehenden Hochleistungsrechner gross ist. «Einen eigenen Supercomputer quasi ab Stange zu kaufen, kam für uns aus Kostengründen nicht in Frage», erzählt Moore. Rund 10 Millionen Franken kostet eine Maschine, wie sie beispielsweise

am Swiss Center for Scientific Computing der ETH in Manno steht – das hätte das Budget, das die Universität Zürich der Gruppe zugesteht, gesprengt. Aus der finanziellen Not haben Moore und Stadel nun eine Tugend gemacht. Kurzerhand entschlossen sie sich, einen eigenen Supercomputer zu bauen.

## BAUPLAN AUF A4-BLATT

Moderne Supercomputer verdanken ihre Kraft nicht mehr hoch spezialisierten Prozessoren wie noch vor wenigen Jahren. Vielmehr werden bei ihnen zahlreiche Prozessoren, die man im Prinzip auch in handelsüblichen PC findet, auf kluge Weise miteinander kombiniert. Die Chips in den alltäglichen Computern sind nämlich inzwischen derart schnell und günstig, dass sich die Herstellung von «Superprozessoren» nicht mehr lohnen würde. Moore vergleicht Supercomputer zur Veranschaulichung denn auch gern mit dem menschlichen Gehirn. «Wir Menschen sind nicht intelligenter als die Tiere, weil unsere Gehirnzellen mehr leisten, sondern weil bei uns ganz einfach mehr Zellen miteinander verbunden sind als bei andern Lebewesen.»

Das Rezept, nach dem die Physiker ihre Maschine «zBox» anfertigten, tönt im Grundsatz denn auch sehr simpel: man nehme 144 Hauptplatinen mit jeweils 2 Prozessoren, wie man sie in den besten PC findet, verbinde diese über Netzwerkkarten miteinander – und schon hat man einen Supercomputer. Die Sache scheint tatsächlich keine allzu grosse Hexerei zu sein, diente als Bauplan doch gerade mal ein von Hand beschriebenes A4-Blatt, wie Moore erzählt. Konkret mussten dann natürlich schon ein paar Hindernisse überwunden werden, damit die Sache wirklich funktioniert. Da ist einmal die



*Klug vernetzt: Der Supercomputer am Institut für*





*Theoretische Physik besteht aus 144 Hauptplatinen mit jeweils zwei Prozessoren, wie man sie in den besten PC findet.*

Verbindung zum Server. Viele Prozessoren miteinander zu verbinden, ist schön und gut, doch damit der schnelle Rechner auch wirklich auf Touren kommen kann, müssen die Daten möglichst rasch vom Server gelesen und auch wieder dorthin geschrieben werden können. Da jeder Prozessor eine Speicherkapazität von 500 MByte hat, müssen demnach bis zu 144 GByte Daten möglichst schnell übermittelt werden. Damit dieser Transfer nicht allzu lange dauert, ist der Rechner über eine Parallelschaltung mit dem Server verbunden. Alle Prozessoren können also gleichzeitig Daten lesen und schreiben. Alleine das Aufstarten des Supercomputers würde sonst Stunden in Anspruch nehmen.

Die grösste Herausforderung bestand jedoch darin, die Platinen so zusammenzubauen, dass der Computer möglichst wenig Platz beansprucht, aber dennoch ausreichend gekühlt werden kann. Gemeinsam produzieren die Prozessoren nämlich eine Wärmeleistung von beachtlichen 45000 Watt – ohne effiziente Kühlung würde der Computer bald einmal schmelzen. Stadel und Moore haben nun eine Struktur entworfen, mit der die beiden Ziele erreicht wer-

den. «Die «zBox» weist die weltweit dichteste Anordnung von Prozessoren auf», erklären die Physiker mit sichtlichem Stolz.

#### KONSTRUKTION NOCH GEHEIM

Wie der Rechner genau konstruiert ist, möchte Moore nicht sagen, weil das Patentverfahren noch nicht abgeschlossen ist. Immerhin verrät er, dass die «zBox» eine würfelförmige Anlage ist, die eine Kantenlänge von nur etwa 1,5 Metern aufweist. Damit ist der Rechner kleiner als das dazugehörige Kühlaggregat und hat ohne weiteres in einem kleinen Nebenraum Platz. Wie beachtlich diese Leistung ist, zeigt der Vergleich mit dem neuen Supercomputer, den die Firma IBM Ende letzten Jahres in ihrem eigenen Forschungslabor in Zürich installierte. Dieser Rechner besteht aus acht massiven mannshohen Türmen, die je ein Gewicht von 1,2 Tonnen auf die Waage bringen.

Mit seinen 288 Prozessoren ist der Supercomputer auf der Irchel heute der schnellste Rechner in der Schweiz. «Unsere Maschine gehört zur Kategorie der Teraflop-Computer», meint Moore, «sie macht also über

eine Billion (10 hoch 12) Fließkomma-Operationen pro Sekunde.» Auf der weltweiten Liste der 500 leistungsfähigsten Supercomputer ([www.top500.org](http://www.top500.org)) schafft es der Uni-Rechner immerhin unter die ersten 150. Da die «zBox» 288 Prozessoren hat, der IBM-SE4 in Manno jedoch nur 256, vermag er die Konkurrenz der ETH im Tessin leistungsmässig zu übertrumpfen. Und auch den Vergleich mit dem IBM-Rechner in Zürich müssen die Physiker der Universität nicht scheuen, verfügt dieser doch «nur» über 260 Prozessoren.

#### BESSER ALS DIE ETH

Dass ein simpler Vergleich der Anzahl Prozessoren nicht einfach eine wenig aussagekräftige Milchbüchleinrechnung ist, bestätigte ein konkreter Vergleich. Als eine Gruppe von Biochemikern wegen Kapazitätsengpässen ihr Simulationsmodell auf der «zBox» laufen liess, zeigte sich, dass der Rechner tatsächlich eine bessere Performance hat als derjenige in Manno. Die Physiker haben nicht nur eine leistungsfähige und platz sparende Konstruktion geschaffen, sondern vor allem auch eine güns-



*Auf grosse Rechnerkapazität angewiesen: Ben Moore (links) und sein Team am Institut für Theoretische Physik erforschen mit Hilfe von Modellsimu-*

tige. «Die Ausgaben für das Material belaufen sich gerade mal auf 500 000 Franken», rechnet Moore vor. «Dazu kommen noch die Personalkosten, weil der Rechner in den Werkstätten der Universität zusammengebaut wurde. Insgesamt kommt die Eigenkonstruktion aber nur auf einen Bruchteil von vergleichbaren kommerziellen Produkten zu stehen.»

Und wie steht es denn mit der Software? «Als Betriebssystem benutzen wir eine abgepeckte Linux-Version», erklärt Moore. «Die eigentlichen Berechnungen werden dann mit speziellen Programmen ausgeführt, die auf die Architektur der Maschine ausgerichtet sind. Wir müssen das Universum sozusagen auf die 288 Prozessoren verteilen.» Stadel hat dazu ein Programm entwickelt, das die Aufteilung der Rechenarbeit bewerkstelligt und sicherstellt, dass die Leistungsfähigkeit des Rechners optimal genutzt werden kann. Gute Algorithmen zu entwickeln erfordert ein spezielles Programmier-Know-how. Gerade in diesem Bereich scheint die Schweiz jedoch in der letzten Zeit etwas den Anschluss verloren zu haben, glaubt Moore. «Es fehlt nicht nur an Rechenkapazität,

sondern auch an geeigneten Fachleuten.» Dabei sind die Astronomen längst nicht die einzigen, die ihre Probleme mit Hilfe von solchen Maschinen lösen wollen. Auch in anderen Disziplinen ist der Bedarf an leistungsfähigen Rechnern gross. Ihren Supercomputer werden Moore und Stadel aber kaum anderen Forschergruppen zur Verfügung stellen können. «Wir sind bereits jetzt überbucht, und unsere Doktoranden beklagen sich, es stünde ihnen zu wenig Rechenzeit zur Verfügung.» Angesichts dieser Begehrlichkeiten ist es verständlich, dass die Physiker eine Spinoff-Firma gründen wollen, um die neuartige Konstruktion zu vermarkten. «Im Moment sind wir daran, einen Businessplan zu erstellen. Unsere Idee ist, kompakte und günstige Supercomputer zu bauen und später auch zu unterhalten», erklärt Moore. Inzwischen laufen bereits konkrete Verhandlungen mit möglichen Investoren.

#### TOP 20 ALS ZIEL

Die würfelförmige Architektur des Computers sei ohne weiteres ausbaufähig, glaubt der angehende Unternehmer Moore: «Wir könnten

auch grössere Rechner bauen.» Und über eine bessere Platzierung auf der Top-500-Liste würden sich Moore und Stadel durchaus freuen. Ganz an die Spitze, dorthin also, wo der Rechner des japanischen Earth Simulation Center und die Computer des US-amerikanischen Los Alamos National Laboratory sind, werden es die beiden Physiker zwar kaum schaffen. «Doch es wäre schön, wenn wir eine Platzierung unter den ersten zwanzig erreichen könnten.»

In unerreichbaren Sphären bewegt sich die natürliche Konkurrenz. «Die »Box« erbringt etwa ein Prozent der Leistung eines menschlichen Gehirns», rückt Moore die Relationen zurecht. «Dieses ist zudem viel kompakter und leichter und mit einer Verlustleistung von wenigen Watt um mehrere Potenzen effizienter als unsere Maschine!»

KONTAKT Prof. Ben Moore und Dr. Joachim Stadel, Institut für Theoretische Physik der Universität Zürich, moore@physik.unizh.ch, stadel@physik.unizh.ch

FINANZIERUNG Universität Zürich



Relationen die Entwicklung des Universums.

# NEUER BLICK AUF ISLAMISCHE DENKER

Der Blick in die Geschichte der islamischen Philosophie ist für das Verständnis aktueller Entwicklungen hilfreich. Ein Projekt des Orientalischen Seminars rückt islamische Denker und ihre Theorien ins Licht. Von Brigitte Blöchliger

«Seit dem 11. September 2001 ist am Orientalischen Seminar der Universität Zürich nichts mehr, wie es vorher war», erzählt Professor Ulrich Rudolph. Die Islam-Experten sind gefragter denn je. «Wir müssen aufpassen, dass wir nicht zum «Öffentlichkeitsbüro für islamische Fragen» werden und keine Zeit mehr für die Forschung finden», sagt Rudolph.

Islamwissenschaftliche Forschung, das bedeutet in Zürich schon seit Jahren Forschung im Bereich Philosophie. Da sich islamistische Gruppierungen heute auf vermeintlich philosophisch-religiöse Traditionen berufen und den Westen damit verunsichern, erlebt die an sich «zeitlose» Perspektive einen Aktualitätsschub. Das entbehrt nicht einer gewissen Ironie, hat aber auch seine guten Seiten. Das neuste grosse Forschungsvorhaben des Orientalischen Seminars darf sicher mit öffentlichem Interesse rechnen: Im Rahmen des Ueberweg-Projekts «Grundriss der Geschichte der Philosophie» soll in drei Bänden auf rund 1700 Seiten die islamische Philosophie dargestellt werden – eine Pionieraufgabe mit viel Quellenarbeit. Denn nur gerade über die Frühzeit gibt es gesicherte Erkenntnisse – über die Entwicklung ab dem 13. Jahrhundert gehen die Meinungen auseinander.

## ÜBERSETZUNGSZENTRUM BAGDAD

Die Frühzeit der islamischen Philosophie (9. bis 12. Jahrhundert) zeichnet sich durch eine breite Rezeption antiker Texte aus. Zahlreiche griechische Philosophen – allen voran Aristoteles – werden in dieser Epoche ins Arabische übersetzt; aber auch verschiedene medizinische, mathematische und astronomische Bücher werden für Muslime nutzbar gemacht. So hilft etwa das Wissen der alten Griechen, von

jedem Punkt der Erde aus die Richtung nach Mekka bestimmen zu können. Bagdad wird zum Zentrum für Übersetzungen, finanziert von Kalifen, Wesiren und adligen Familien. Binnen kurzer Zeit sind antike Texte im arabischen Raum besser greifbar als in Europa. Der Hintergrund für diese erstaunliche Entwicklung ist die islamische Besetzung wichtiger hellenistischer Zentren wie Alexandria in Ägypten, Antiochia in Syrien und Harran in Nord-Mesopotamien.

## UNIVERSALE WAHRHEIT?

Als erster islamischer Philosoph setzt sich al-Kindi mit dem griechischen Erbe auseinander; er legt einen metaphysischen Entwurf vor, in dem er aristotelische und neuplatonische Konzepte reflektiert. Auf seine Schriften reagieren zahlreiche andere Philosophen wie al-Farabi, Avicenna und Averroes. Disputiert wird zum Beispiel die These, die Wahrheit sei universal und für alle Menschen philosophisch feststellbar. Sie finde sich, symbolisch ausgedrückt, auch in der Bibel und in indischen Schriften. Die Theologen sträuben sich gegen diesen weitreichenden Anspruch der Philosophie, für universale Erkenntnisse nicht auf göttliche Offenbarung angewiesen zu sein. Ab dem 12. Jahrhundert nähern sich die konträren Standpunkte an, die Theologie wird philosophischer, die Philosophie islamischer. Gleichzeitig entdeckt das mittelalterliche Europa die arabischen Autoren und lässt ihre Werke in grosser Zahl ins Lateinische übersetzen.

Umstritten ist hingegen die Entwicklung ab dem 13. Jahrhundert. Lange Zeit war man in Forscherkreisen überzeugt, die islamische Philosophie habe mit der Rettung und Überlieferung des antiken Gedankenguts ihre Aufgabe erfüllt, die späteren Jahrhunderte hät-

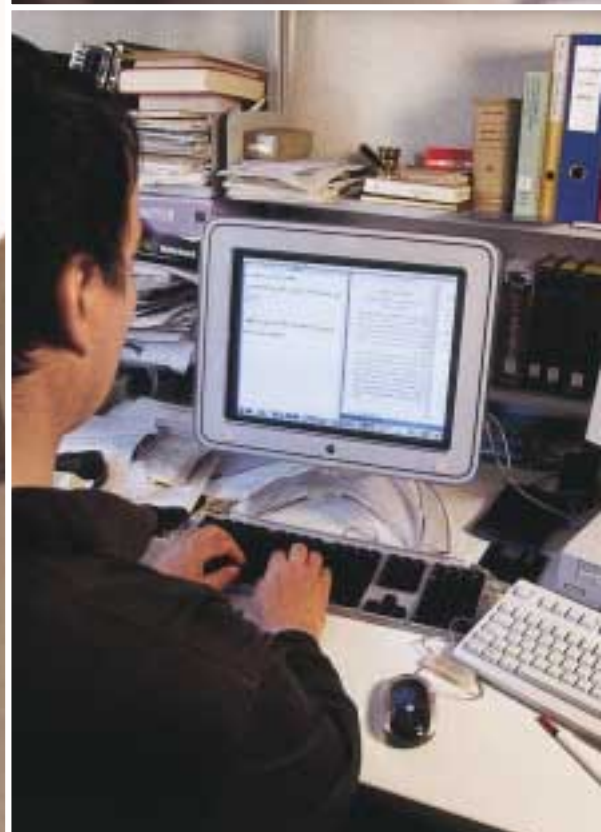
ten keine eigenständige Denkbewegung mehr hervorgebracht. Mitte des 20. Jahrhunderts wird diese Ansicht vom französischen Iran-Spezialisten Henri Corbin in Frage gestellt. Dieser stellt die gängige Lehrmeinung auf den Kopf und ortet erst in der Zeit nach der hellenistischen Rezeption den Beginn einer eigenständigen islamischen Philosophie, der so genannten Theosophie, die sich durch Mystik und Gottessuche auszeichne.

Die Forschergruppe um den Zürcher Orientalisten Ulrich Rudolph und seine Mitarbeiterin Renate Würsch – mit Autoren in Basel, Bern, Yale, Paris, Oxford, Cambridge und Bochum – beabsichtigt, beide Sichtweisen zu relativieren. Ihre Kernaussage: Auch ab dem 13. Jahrhundert und bis in die Gegenwart gab es im islamischen Raum rational argumentierende philosophische Denkrichtungen, die weder im antiken noch im mystischen Bannkreis standen. Ein grosser Teil des Forschungsprojekts besteht deshalb darin, diese islamischen Philosophen und ihre Schriften aufzuspüren, die verschiedenen Denkrichtungen (von Indien über den Nahen Osten bis in den Maghreb) zu beschreiben und unter anderem deren Wirkung auf die christliche und die jüdische Welt aufzuzeigen.

Da wären etwa die philosophischen Diskussionen, die am Hofe des osmanischen Sultans und Byzanz-Eroberers Mehmed II. stattfanden. Zu erwähnen sind auch die philosophischen Zentren in Iran um 1640 mit Mulla Sadra in Isfahan als herausragendster Figur; die Gelehrten im islamischen Indien unter den Mogulkaisern (16. bis 19. Jahrhundert); im 19. Jahrhundert die weltanschauliche Konfrontation mit den westlichen Kolonialmächten und im 20. Jahrhundert schliesslich die Rückbesinnung auf islamische Altmeister wie Averroes und andere.

## MISSACHTETE TRADITION

Der Blick in die Geschichte der islamischen Philosophie kann für das Verständnis aktueller religiöser und politischer Entwicklungen hilfreich sein. So macht er zum Beispiel deutlich, dass die heute von manchen Gruppierungen geforderte Rückbesinnung auf die vermeintlich vollkommenen Zustände der islamischen



*Auf der Suche nach rationalen Argumenten: Forscher am Orientalischen Seminar spüren islamischen Philosophen und ihren Schriften nach.*

## KNACKENDE KIEFER

Urgemeinde nicht nur eine Ablehnung westlicher Einflüsse, sondern auch eine Missachtung der eigenen intellektuellen Traditionen darstellt. Ausserdem wird erkennbar, wie wenig der Islamismus unserer Tage mit dem herkömmlichen Religionsverständnis der meisten Muslime gemein hat. «Der Islamismus ist keine Wiederkehr des ursprünglichen islamischen Denkens, sondern eine Ideologie des 20. Jahrhunderts – und damit in mancher Hinsicht mit dem Kommunismus und dem Faschismus vergleichbar», erklärt Rudolph.

Auch hier muss natürlich differenziert werden. Denn es gibt nicht nur extreme Auslegungen des Islamismus, es gibt auch gemässigte Spielarten. Ausserdem darf man nicht vergessen, dass die Islamisten insgesamt lediglich eine Minderheit repräsentieren und dass die meisten Muslime andere Wege suchen, ihre Identität in der modernen Welt zu definieren. Dafür können sie, wie gesagt, auf eine lange Tradition des philosophischen Denkens innerhalb der islamischen Welt zurückgreifen. Deren Fragestellungen und Lösungsansätze könnten heute durchaus wieder eine fruchtbare Rolle spielen. Auch deshalb erscheint es lohnend, diese philosophische Tradition zu erforschen und bekannt zu machen.

**KONTAKT** Prof. Ulrich Rudolph, Orientalisches Seminar, Universität Zürich  
u.rudolph@access.unizh.ch

**ZUSAMMENARBEIT** Philosophisches Seminar der Universität Zürich und Institut für Islamwissenschaft und Neuere Orientalische Philologie der Universität Bern

**FINANZIERUNG** Schweizerischer Nationalfonds

Störungen der Kaufunktion haben ihre Ursache häufig im Kiefergelenk. Der Ingenieur Luigi-Maria Gallo hat ein Verfahren entwickelt, mit dem sich die Bewegungen des Kiefergelenks beobachten und messen lassen. Von Helga Kessler

Das Kiefergelenk ist erstaunlich beweglich. Jeder kann das spüren, wenn er die Finger vor das Ohr legt und dabei den Kiefer öffnet und schliesst oder den Unterkiefer nach links oder rechts bewegt. Beim Öffnen rutscht der Gelenkhöcker Gelenkkopf aus der halbrunden Vertiefung am Schädel nach vorne und lässt sich dann besonders gut tasten. Beim Kauen gleitet der Gelenkhöcker Gelenkkopf zudem von rechts nach links und umgekehrt. Dass dabei nicht Knochen an Knochen reibt, verhindert eine knorpelfaserige Scheibe: der Diskus. Ähnlich dem Meniskus am Knie puffert er die Bewegungen und gleicht zudem aus, dass

die Knochen des Gelenks nicht optimal ineinander passen.

Bewegt sich der Unterkiefer, verändert der Diskus seine Lage und seine Form. Läuft er nicht mit oder ist beschädigt, führt dies zu einer «Kaufunktionsstörung»: Der Kiefer knackt beim Öffnen, was die Patienten als höchst unangenehm empfinden. Weniger lästig, weil weniger spürbar, ist die arthrotische Veränderung des Gelenks, in deren Verlauf Diskusknorpel und Kieferknochen allmählich abgebaut werden. Untersuchungen zeigen, dass derartige Störungen sehr häufig sind: zwei von drei Personen leiden unter Gelenkgeräuschen, jeder Zehnte



*Mit Hilfe von Leuchtdioden lässt sich die Bewegung des Kiefers präzise untersuchen.*

kann den Mund nicht ganz öffnen, weil es schmerzt. «Ursache sind starke mechanische Belastungen des Gelenks, etwa durch nächtliches Zahnknirschen oder das Aufeinanderpressen der Zähne», sagt Sandro Palla, Leiter der Klinik für Totalprothetik und Kaufunktionsstörungen der Universität Zürich. Der ständige Druck auf den Diskus könnte langfristig zu einer Arthrose führen. Doch wie das genau geschieht, ist unklar.

#### GEFILMTE KIEFERBEWEGUNGEN

Das Zürcher Institut ist das einzige der Schweiz, das auf diesem Gebiet forscht. Mit Luigi-Maria Gallo beschäftigt es einen gelernten Elektroingenieur, der sich der Biomechanik widmet. Gallo und sein Team haben ein völlig neues Verfahren entwickelt, mit dem sich das Kiefergelenk untersuchen lässt, während es in Bewegung ist. «Das Kiefergelenk ist ideal, weil man die Marker, die man für die Messung braucht, an den Zähnen befestigen kann», betont Gallo. Auf die Zähne einer Ver-

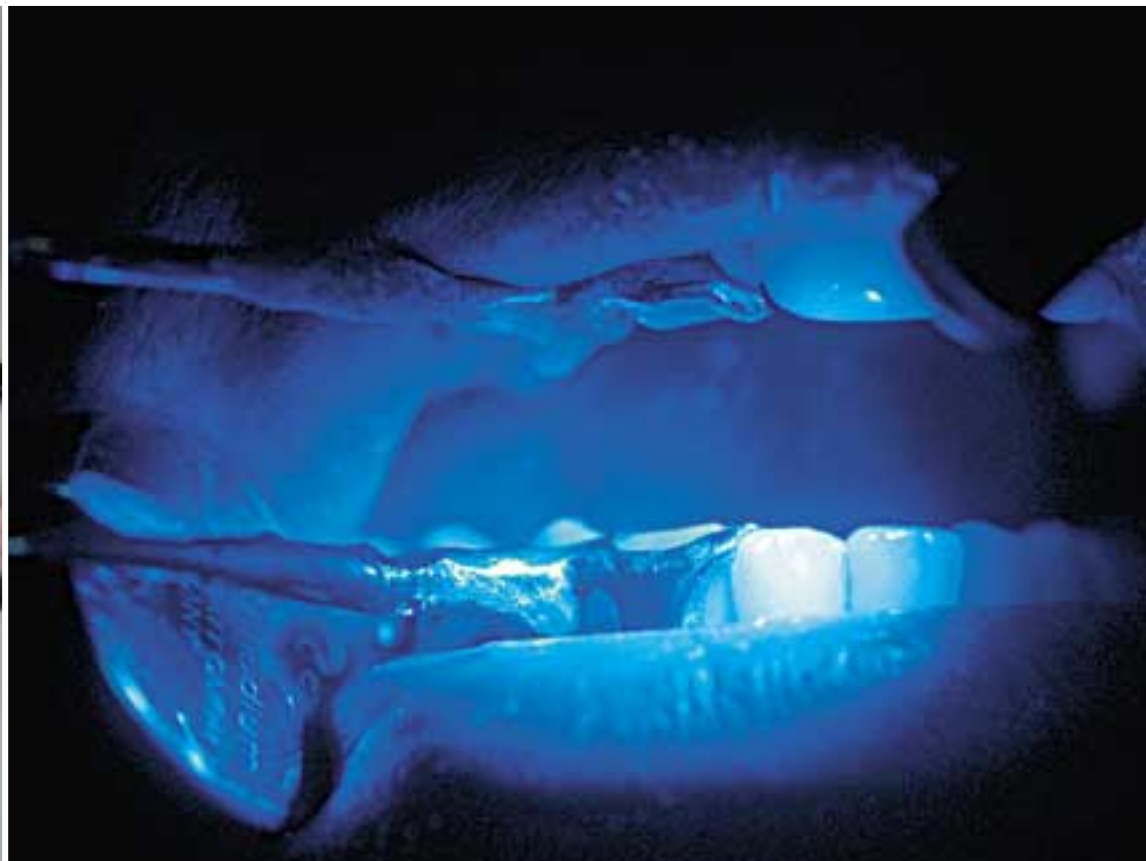
suchsperson klebt er eine Art Gestell, an dem kleine Leuchtdioden befestigt sind. Drei Kameras zeichnen die Bewegungen auf, die beim Öffnen oder Schliessen des Kiefers oder beim Kauen entstehen. Später, bei der Auswertung, lässt sich die Lage jeder Leuchtdiode im Raum über ein dreidimensionales Koordinatensystem darstellen.

Informationen über die genaue Anatomie des Kiefers liefern tomografische Verfahren, etwa die Magnetresonanz. Gallo führt die Daten aus Tomografie und Bewegungsmessung im Computer zusammen: «So können wir das Kiefergelenk nichtinvasiv, dreidimensional und in Bewegung darstellen». Ein grosser Fortschritt zu früheren Methoden, die lediglich zweidimensionale Bilder lieferten. Mit dem neuen Verfahren lässt sich das Gelenk unter jedem gewünschten Blickwinkel beobachten, die Bewegungen können zerlegt und analysiert werden. Kieferbewegungen von gesunden Personen lassen sich mit denjenigen von kranken, das linke mit dem rechten Gelenk vergleichen.

Gallo kann exakt messen, wie sich der Gelenkspalt während der Kieferbewegung verändert und dadurch auf die Verformung des Diskus schliessen. «Bestimmte Bereiche im Diskus sind erhöhtem mechanischem Stress ausgesetzt», erläutert Gallo. Der erhöhte Druck löst Spannungen im Diskusgewebe aus, Überlastung könnte zu Rissen oder Abbauprozessen führen. Für die Arthrosenforschung sind Gallos Arbeiten von grossem praktischem Wert. «Bisher wussten die Wissenschaftler, die im Labor an Knorpeln von Schweinen Belastungsmessungen durchführten, nicht, an welcher Stelle sie welchen Druck ausüben mussten», sagt Gallo. Er hofft, schon bald selbst im Labor seiner Forschungspartner in New York zu stehen und gemeinsam Neues über den Diskusknorpel herauszufinden.

#### HILFE FÜR «KNIRSCHER»

«Wenn wir bei der Erforschung der mechanischen Belastung und ihrer Wirkung auf die Signalübertragung in den Geweben weiter kämen,



# UNENDLICHE GESCHICHTEN

könnte man auch die Entstehung anderer Arthrosen erklären», hofft Sandro Palla. Während die Verschleisserkrankung im Kiefer nur selten schmerzhaft sei, sei sie in den meisten anderen Gelenken ein «grosses medizinisches Problem». Zwar wäre es möglich, Gallos Verfahren auch zur Untersuchung anderer Gelenke einzusetzen, allerdings bräuchte es dafür einen Eingriff, weil die Marker zur Messung direkt am Knochen angebracht werden müssen.

Auch die Klinik für Totalprothetik und Kaufunktionsstörungen könnte von Gallos Forschung direkt profitieren, etwa bei der Behandlung von «Knirschern». Zahnärzte verordnen ihren Patienten häufig Schienen, die das Aufeinanderpressen der Zähne verhindern sollen. «Jede Schiene lindert den Schmerz», weiss der Zahnmediziner und Schmerzspezialist Sandro Palla. Doch warum das so ist, sei bis heute weitgehend ungeklärt: «Man hat immer von einer Entlastung des Gelenks gesprochen, aber nie gemessen». Könnte man prüfen, was die Schiene im Gelenk bewirkt, könnte man die Therapie besser planen. «Heute», so Palla, «machen wirs blind».

KONTAKT PD Dr. Luigi-Maria Gallo, Klinik für Kaufunktionsstörungen und Totalprothetik, Zentrum für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde der Universität Zürich, luigi@zui.unizh.ch

ZUSAMMENARBEIT Hospital for Special Surgery, New York NY, USA; Rensselaer Polytechnic Institute, Troy NY, USA; University of Nebraska, Lincoln NE, USA; University of Sydney und University of Western Sydney, Sydney NSW, Australien

FINANZIERUNG Staatliche Gelder, Drittmittel, National Institutes of Health, USA

Computerspiele und das World Wide Web machens möglich: Geschichten für Kinder können mitgestaltet und mitgeschrieben werden. Zwei Zürcher Germanistinnen untersuchen interaktive Kindermedien. Von Isabel Morf

Was haben ein Pokemon-Figürchen, das über den Bildschirm stoffelt, oder ein kleiner Harry Potter, der sich per Mausklick auf dem Screen herumdirigieren lässt, mit Literatur zu tun? Auf den ersten Blick gar nichts. Wie kommt also die Germanistin Mela Kocher dazu, eine Dissertation über Computerspiele für Kinder und Jugendliche zu schreiben? Und was, bitte schön, hat eine Geschichte mit dem Titel «The Never-ending Tale» am Deutschen Seminar zu suchen? Das muss man Judith Mathez fragen, die ihre Dissertation über so genannte Mitschreibprojekte für Kinder und Jugendliche in verschiedenen, vor allem aber in digitalen Medien macht.

Die beiden Dissertationen entstehen im Rahmen des Forschungsschwerpunktes «Interaktive Kinder- und Jugendmedien» des Schweizerischen Institutes für Kinder- und Jugendmedien (SIKJM). Das Projekt wurde 2001 initiiert und steht unter der Leitung von Verena Rutschmann, Leiterin der Forschungsabteilung des SIKJM. Wissenschaftlicher Beirat des Projektes und Doktorvater für die beiden Dissertationen ist Michael Böhler, Professor für Neuere deutsche Literatur an der Universität.

## MULTIMEDIALE GEBILDE

Mela Kochers Forschungsgegenstand sind Computerspiele für Kinder und Jugendliche, in denen Geschichten vorkommen. Texte im weitesten Sinn, wie sie sagt. Als Text versteht Kocher nicht ein verschriftetes Produkt, sondern ein multimediales Gebilde aus Schrift- und Bildzeichen, Ton- und Videosequenzen, an das teilweise ähnliche Fragen wie an gedruckte literarische Texte gestellt werden können. Kocher befasst sich mit literaturtheoretischen und rezeptionsästhetischen Fragen wie: Wie ist ein Computerspiel strukturiert, wie sind die Charaktere ausgearbeitet, wie wird mit Raum- und

Zeitstrukturen gespielt? Wie verläuft die Handlung, welche Art von Leerstellen bietet der Text und wie wird er (de-)kodiert? Mela Kocher probiert aus, wie weit sie mit dem traditionellen literaturwissenschaftlichen Instrumentarium in der Beschreibung dieser neuen Phänomene kommt und wo es Instrumente aus anderen Bereichen, etwa der Filmwissenschaft oder der Spieltheorie, braucht, weil sich die Eigenheiten der interaktiven Geschichten damit nicht erfassen lassen.

Ein gedruckter Text hat einen Anfang, einen unveränderbaren Aufbau, ein Ende. Durch ein Computerspiel hingegen kann man sich zum Teil auf verschiedenen Wegen hindurchspielen, die Reihenfolge der Episoden ist nicht festgelegt, und es gibt sogar Spiele mit unterschiedlichen Enden. «Es gibt neue Phänomene, und es ist unsere Aufgabe, eine Sprache für ihre Beschreibung zu entwickeln», sagt Kocher. Dabei ist es unabdingbar, über die Grenzen des eigenen Fachs hinauszuschauen. So wurde 2001 ein interdisziplinärer Workshop durchgeführt, mitorganisiert von Mela Kocher und Judith Mathez, an dem auch Vertreter von Filmwissenschaft, Psychologie, Rezeptionsforschung, Volksliteratur sowie Spezialisten für Computergames teilnahmen.

## GESCHICHTEN ZUM MITSCHREIBEN

Im Internet gibt es eine ganze Reihe von erzählerischen Mitmachprojekten, auch für Kinder und Jugendliche. Der Anfang einer Geschichte wird ins Netz gestellt, und alle, die Lust haben, können eine Fortsetzung dazu schreiben. Solche Mitmachgeschichten gibt es schon länger, zum Beispiel in Form von Kinderbüchern, in denen die kleinen Leserinnen und Leser eine unvollständige Geschichte weiterspinnen und ins Buch schreiben oder zeichnen können.





*Ein Tänzchen für die Forschung – die Germanistinnen Judith Mathez (links) und Mela Kocher untersuchen digitale interaktive Medien für Kinder und Jugendliche.*

Für diese Art von Texten, an denen sich mehrere Schreiberinnen und Schreiber beteiligen, hat Judith Mathez den Ausdruck «konkreative Literatur» geprägt. Sie geht in ihrer Dissertation einerseits den Ursprüngen und Entwicklungen dieser Idee nach, etwa den Einflüssen von Dadaismus, Surrealismus, Kreativitätsforschung und Pädagogik. Andererseits möchte sie ein Instrumentarium entwickeln, um diese Fortschreibgeschichten wissenschaftlich beschreiben zu können. Mathez untersucht verschiedene Faktoren, die zum Teil auch vom Medium bestimmt werden: Grad der Öffentlichkeit, Struktur der Geschichten, inhaltliche Vorgaben oder Ausprägung der Konkreativität. Initiiert werden solche Projekte oft von Privaten, zum Teil auch von Schulen, von Zeitschriften oder von Radio- und TV-Stationen. Die langlebigste und umfangreichste Mitschreibgeschichte für Kinder und Jugendliche stammt aus den USA, nahm 1996 ihren Anfang und umfasst heute Zehntausende von Textbeiträgen. Angesichts der weltweiten Öffentlichkeit des Internets macht es für Mathez' Forschungen keinen Sinn, sprachliche oder nationale Abgrenzungen zu treffen. Insofern hat also «The Neverending Tale» am Deutschen Seminar durchaus etwas zu suchen.

Mela Kocher und Judith Mathez beteiligen sich auch an Veranstaltungen zum Thema interaktive Kinder- und Jugendmedien. Begleitend zur Ausstellung im Museum Bärengasse «Spielräume – Kindermedien von Robinson Crusoe bis Harry Potter», die in diesem Sommer gezeigt wird, boten sie einen öffentlichen Workshop an zum Thema «Vom Buch auf den Screen. Alice, Harry Potter und Robinson im Computerspiel».

KONTAKT Dr. Verena Rutschmann, SIKJM, v.rutschmann@sikjm.ch; Mela Kocher und Judith Mathez, kjmedien@ds.unizh.ch

ZUSAMMENARBEIT DO-RE Forschungsförderungsprogramm für kantonale Fachhochschulen; Pädagogische Hochschule Zürich, Abteilung Forschung und Entwicklung; Hochschule für Angewandte Psychologie, Zürich

FINANZIERUNG Das Projekt wird vom SIKJM mit Beiträgen des Bundesamtes für Bildung und Wissenschaft (BBW) finanziert. Die Infrastruktur stellt die Universität zur Verfügung.

# WENN BEI FÜCHSEN DER WURM DRIN IST

**Die Füchse in der Stadt vermehren sich. Sie bringen einen Parasiten mit, der auch für Menschen gefährlich ist: den Fuchsbandwurm. An der Universität werden neue Diagnose- und Bekämpfungsverfahren entwickelt. Von Antoinette Schwab**

Es gibt Füchse, die haben noch nie einen Wald gesehen. Sie leben von Geburt an in der Stadt – und ihre Zahl nimmt laufend zu. Die Nähe zu so vielen Menschen bringt neue Probleme. Denn auch wenn sich die Stadtfüchse in manchem anders verhalten als ihre Artgenossen auf dem Land, eines ist ihnen gemeinsam: der Fuchsbandwurm. Seine Eier verbreiten die Stadtfüchse nun aber dort, wo sehr viele Menschen leben. Wo und wie oft der Parasit in der Stadt Zürich vorkommt und was man allenfalls dagegen tun könnte, ist nun in einem interdisziplinären Projekt untersucht worden.

In Zürich leben heute rund 1000 Stadtfüchse. Ihre Vermehrung begründet die Zoologin Sandra Gloor von der Arbeitsgemeinschaft Swild mit der Ausrottung der Tollwut und dem grossen Nahrungsangebot in den Städten, das die Menschen, meist unbeabsichtigt, bereitstellen: essbaren Abfall, Beeren und Obst. Zuerst ging man davon aus, dass es sich bei den Stadtfüchsen um Tiere handelt, die im ruhigen Umland leben und sich nur gelegentlich in der Stadt mit Futter versorgen. Untersuchungen zeigen aber ein anderes Bild: «Die Stadtfüchse sind untereinander näher verwandt als mit den Tieren im Umland, mit anderen Worten, in den Städten leben eigenständige Populationen, die sich untereinander fortpflanzen, an das Leben in der Stadt angepasst sind und die Stadt zum Teil nie verlassen», erklärt die Zoologin.

## TÖDLICHE LEBERERKRANKUNG

Mit der Vermehrung der Füchse besteht nun auch die Gefahr, dass die Fälle von Alveolärer Echinokokkose häufiger werden. Die Echinokokkose ist eine schwere Lebererkrankung bei Menschen, die vom Fuchsbandwurm verursacht wird und ohne Behandlung zum Tod führt. Der

Mensch ist eigentlich ein Fehlwirt für den Fuchsbandwurm, eine Sackgasse, denn für seine Entwicklung muss er einen Wirtewechsel durchmachen. Der etwa drei Millimeter lange Parasit lebt im Darm seines Endwirtes, des Fuchses, ohne ihm zu schaden. Die Füchse scheiden die Bandwurmeier mit dem Kot aus, Mäuse nehmen sie auf, und in ihrer Leber entwickeln sich dann die Larven. Der Zyklus schliesst sich, wenn ein Fuchs eine befallene Maus frisst. Menschen können sich infizieren, wenn sie etwa Beeren, Obst oder Gemüse essen, an denen Wurmeier haften.

## GEZIELTE BEKÄMPFUNG

Füchse leben mittlerweile in allen grösseren Städten Europas. In Zürich ist jetzt aber erstmals untersucht worden, wie sich der Fuchsbandwurm in der Stadt verhält. Bisher konnten Füchse nur nach ihrem Tod auf einen Befall hin untersucht werden. Peter Deplazes, Professor für Parasitologie an der Universität Zürich, und sein Team haben nun zwei neue Verfahren entwickelt, um den Parasiten im Kot lebender Tiere nachzuweisen. Eines der Verfahren diagnostiziert so genannte Kopro-Antigene, das andere weist spezifische Gensequenzen nach. Damit kann man nun sehr genau und auch für sehr kleine Areale feststellen, ob die Gefahr einer Infektion besteht. Die Analyse mehrerer hundert Kotproben hat gezeigt, dass die Kontamination besonders in den Naherholungsgebieten gross ist – in Schrebergärten, Sportanlagen und Parks.

Die Studie weist aber auch auf eine weitere Gefahr hin. Städterinnen und Städter können sich über ihre Hunde anstecken, denn die können ebenfalls Endwirt für den Fuchsbandwurm sein. Immerhin sind zehn Prozent

aller Hunde mindestens einmal in ihrem Leben mit dem Fuchsbandwurm infiziert. Peter Deplazes hat die Wurmeier sogar im Fell der Haustiere nachgewiesen. Besonders gefährdet sind Hunderassen, die gerne mausen, etwa Terrier. Bei Katzen dagegen, den eigentlichen Mäusespezialistinnen, scheint sich der Bandwurm nicht besonders wohl zu fühlen.

Hunde kann man mit regelmässigen Wurmkuren einfach vom Fuchsbandwurm befreien. Bei Füchsen ist das schwieriger. Doch nun hat Daniel Hegglin im Rahmen seiner Doktorarbeit am Institut für Parasitologie eine Methode entwickelt. Hegglin arbeitet mit Ködern. Er beobachtete das Verhalten der Füchse und fand heraus, wie er die Köder platzieren musste, damit in erster Linie sie die präparierten Keks fanden und frassen, und nicht andere Tiere wie Igel oder Katzen. Wo die Köder so ausgelegt worden waren, ging die Wurmbelastung um 90 Prozent zurück. Die Forscher haben damit nicht nur einen Weg gefunden, die Wildtiere in der Stadt zu entwurmen. Sie haben auch gezeigt, dass es möglich ist, dies sehr kleinräumig und gezielt dort zu tun, wo sich viele Leute aufhalten und die Kontamination hoch ist. Denn Stadtfüchse leben in einem eng begrenzten Gebiet, und nicht alle Tiere verbreiten die Parasiteneier.

Noch wird Hegglin's Methode aber nicht angewendet, denn trotz der Zunahme der Fuchspopulation weist nichts auf eine Zunahme der Echinokokkose hin, und es scheint, dass auch dort, wo die Kontamination hoch ist, die Gefahr einer Erkrankung gering bleibt. In den letzten Jahrzehnten gab es in der Schweiz konstant zwischen sechs und zwölf Fälle pro Jahr, obwohl die Fuchsbestände in dieser Zeit stark schwankten. Doch man will gewappnet sein, denn die lange Inkubationszeit verschleiert möglicherweise eine neue Entwicklung. Erst zehn bis fünfzehn Jahre nach einer Infektion zeigen sich bei Menschen erste Symptome.

## PROBLEM IN ZENTRALASIEN

In der Schweiz stellt die Echinokokkose also im Moment kein grosses Problem dar. Anders zum Beispiel in Kasachstan. Dort hat die Krankheit in den letzten Jahren zugenommen. Allerdings handelt es sich um die Zystische Echinokok-



*Kampf dem Fuchsbandwurm: Durch die gezielte Platzierung von präparierten Keksen können Stadtfüchse effizient entwurmt werden.*

kose, die durch den kleinen Hundebandwurm, *Echinococcus granulosus*, verursacht wird. Er befällt nicht nur die Leber, wie der Fuchsbandwurm, sondern auch die Lunge. Der Hund ist, wie der Name sagt, Endwirt, als Zwischenwirte fungieren unter anderem Schafe, Rinder oder Schweine. Menschen infizieren sich über die Nahrung oder im Kontakt mit ihren Hunden.

In Kasachstan wird heute vor allem Schafzucht betrieben. Während der Sowjetzeit wurden die Tiere in grossen Herden von wenigen Hirten und Hunden betreut. Nach dem Zerfall der Sowjetunion begann die Privatisierung der Landwirtschaft. Heute besitzen die Bauern nur noch kleine Schafherden und einige Hunde, sodass nun im Verhältnis zu früher etwa zehnmal mehr Hunde die Schafe bewachen. Damit nimmt der Kontakt zwischen End- und Zwischenwirt beträchtlich zu, und der Parasit kann sich ausbreiten.

Hinzu kommt, dass veterinärmedizinische Dienste nicht mehr im gleichen Mass zur Verfügung stehen. Ausserdem werden Tiere, vor allem Schafe, vermehrt ausserhalb der Schlachthöfe geschlachtet, was die Kontrolle erschwert und eine zusätzliche Infektionsquelle für Hunde darstellt. Während der Sowjetzeit wurden in Kasachstan pro Jahr hundert bis zweihundert Fälle von Echinokokkose bekannt, mittlerweile sind es rund tausend. Beunruhigt sind die Fachleute vor allem über die vielen Kinder, die betroffen sind. Das Institut für Parasitologie der Universität Zürich engagiert sich in Kasachstan, um zusammen mit den dortigen Parasitologen eine kostengünstige Strategie zur Bekämpfung des gefährlichen Parasiten zu entwickeln.

**KONTAKT** Prof. Peter Deplazes, Institut für Parasitologie, Universität Zürich, [deplazesp@access.unizh.ch](mailto:deplazesp@access.unizh.ch)

**ZUSAMMENARBEIT** Das Projekt ist Teil des «Integrierten Fuchsprojektes IFP»

**FINANZIERUNG** Schweizerischer Nationalfonds, Bundesamt für Veterinärwesen (BVet), Bundesamt für Bildung und Wissenschaft (BBW), EU-Projekt ECHINORISK; Universität Zürich

# BIOTECHNOLOGIE IM MULTIPACK

Spinoffs haben es schwer, im Alleingang auf einen grünen Zweig zu kommen. Fünf Life-Science-Firmen haben sich nun zum Biotech Center Zurich zusammengeschlossen – eine Institution mit vielseitigem Potenzial. Von Carole Enz

Wir schreiben das Jahr 2020. Ort: International Life Science City, Schlieren bei Zürich. Forschungsinstitute der Universität und der ETH Zürich entwickeln Hand in Hand mit Biotechnologie-Firmen modernste Arzneimittel und Verfahren – und laufen sogar US-Firmen den Rang ab. Nur eine Vision? Nicht unbedingt, denn die Saat wurde am 29. Oktober 2002 auf das Wagi-Areal in Schlieren gestreut, und es keimt bereits: Fünf junge Biotech-Firmen – Spinoffs der Universität und der ETH – haben sich dort niedergelassen und das Biotech Center Zurich gegründet. Mario Jenni, Präsident des Biotech Center, blickt zurück: «Angefangen hat alles damit, dass der ETH-Spinoff Cytos Räumlichkeiten gesucht hat.» Cytos-Gründer Wolfgang Renner erhielt ein vorteilhaftes Angebot auf dem Wagi-Areal, einer Hochburg des Autogewerbes. Die Firma zog um. Doch schon bald wurden die Platzverhältnisse eng. Ein Neubau drängte sich auf. Zusammen mit Krummenacher realisierte Cytos ein stattliches Laborgebäude an der Wagistrasse 25. Vier weitere Firmen nutzten die Gunst der Stunde und mieteten sich ein: Drei Spinoffs der Universität – The Genetics Company, Prionics, ESBATech – sowie der ETH-Spinoff Glycart.

«Ein gemeinsamer Auftritt drängte sich geradezu auf. Und wir können bereits eine Art «Silicon-Valley»-Effekt beobachten», schwärmt Jenni und spielt damit auf das grosse Interesse der Investoren am Gesamtpaket «Biotech Center Zurich» an. Demgegenüber haben es junge Spinoffs im Alleingang viel schwerer, Investoren zu begeistern, denn es kann bis zu zehn Jahre dauern, bis erste Produkte greifbar sind. Investoren scheuen das Risiko. Doch ohne Kapital keine Projekte – ein Teufelskreis, den das Biotech Center dank Kooperation zu durchbrechen

versucht: Wenn einzelne Mitglieder Projekte aus wirtschaftlichen Gründen stoppen müssen, können Geräte, Know-how und Fachleute von Partnerunternehmen übernommen werden. Zudem senkt ein Laborgeräte-Sharing die Kosten, und Routinearbeiten werden zentral erledigt. Letzteres hat sich ein Unternehmen sogar auf die Fahne geschrieben: Synergene führt am Biotech Center DNA-Sequenzierungen für alle durch.

## ZWEI FLIEGEN AUF EINEN SCHLAG

Die auf dem Wagi-Areal domizilierten ETH-Institute der Universität am Biotech Center. Doch auch die Verordnung der Universität erlaubt, dass ihre Wissenschaftler als Berater bei einer Firma tätig sein dürfen. So geschehen bei The Genetics Company: Die Professoren Ernst Hafen und Konrad Basler waren an der Gründung beteiligt und füttern ihren Spinoff nach wie vor mit Informationen. Knackpunkte dabei sind allerdings die unterschiedlichen Wünsche beider Parteien: Die Forscher stehen unter dem Damoklesschwert «publish or perish», das Unternehmen hingegen fürchtet um sein Firmengeheimnis. Die Lösung: Wenn die Firma gemeinsam mit der Hochschule ein Patent anmeldet, reicht das Institut die dazugehörigen Publikationen ein. Das Prioritätsdatum ist beim Patentamt festgelegt, bevor die Papers die trägen Mühlen der Journals passiert haben.

Ein wichtiges Standbein von The Genetics Company ist die Krebsforschung: Die Taufeliege *Drosophila melanogaster* steht im Zentrum des Interesses, da sie bezüglich Stoffwechsel ähnlich funktioniert wie der Mensch. An Tieren mit künstlich erzeugten Tumoren werden Tausende von Substanzen getestet. Ein



Verdichtetes Know-how: Am Biotech Center Zurich



Roboter hilft bei der Zufallsmedikation der Tauffliegen. Tiere, die nach der Behandlung wieder gesund und munter sind, demonstrieren sowohl die Wirksamkeit als auch die Verträglichkeit der jeweiligen Substanz. Damit sind sprichwörtlich zwei Fliegen auf einen Schlag erledigt. Parallel dazu erprobt man solche Substanzen an menschlichen Tumorzellen, die in Mäuse transplantiert worden sind – die Tumore bilden sich tatsächlich zurück.

#### HOCH GESTECKTE ZIELE

Prionics ist der wohl bekannteste Spinoff der Universität in Schlieren. Der Grund dafür ist sein BSE-Test, der zur Eindämmung der gleichnamigen Rinderseuche beigetragen hat. Ziel ist es, den Test so zu vereinfachen, dass statt Gewebeproben lediglich Urinproben für einen Nachweis genügen. Cytos wiederum ist neben Prionics der am weitesten entwickelte Spinoff auf dem Wagi-Areal. Ziel der Forschung ist es, unter anderem Menschen gegen Allergien impfen zu können. ESBATech sucht mit Hilfe von Hefezellen nach neuen Medikamenten gegen Krankheiten wie etwa Alzheimer. Ein anderes Standbein dieser Firma ist der künstliche Bau von Antikörpern nach dem Vorbild der menschlichen Antikörper. Die Vorteile dieser Hightech-Kampfproteine gegenüber konventionell produzierten Antikörpern sind hohe Effizienz und Stabilität. Glycart forscht ebenfalls an Antikörpern und hat Krebsgeschwüre im Visier. Im Gegensatz zur aktiven Impfung, die Cytos anstrebt, ist dies ein Ansatz zu einer passiven Impfung: Das Immunsystem wird nicht zur Aufrüstung ermuntert, sondern durch eine «Invasionsarmee» verstärkt. Da eine Antikörpertherapie nur das gewünschte Ziel trifft, ist sie ohne Nebenwirkungen.

Ob das Biotech Center Zurich als Gesamtpaket das gesteckte Ziel erreicht, bleibt abzuwarten. Die Vorgabe ist ambitiös, aber durchaus realistisch. Das Potenzial für ein international wichtiges Life-Science-Kompetenzzentrum ist jedenfalls vorhanden.

KONTAKT Mario Jenni, Präsident Biotech Center Zurich, [mario.jenni@bluewin.ch](mailto:mario.jenni@bluewin.ch)

*arbeiten fünf Life-Science-Firmen – Spinoffs von Universität und ETH – Hand in Hand.*

Glück ist für mich, wenn ich mit mir selber und meiner Umwelt zufrieden bin und wenn ich Menschen um mich habe, die mich lieben. Im Sommer mache ich die Matura und danach ein Zwischenjahr. Ich werde Verwandte in Australien besuchen. Eigentlich möchte ich Psychomotorik studieren. Doch das kann man erst ab 22, und ich weiss nicht, ob ich so lange warten will. Vor dem Studium muss man ein Sozialjahr machen. Ich hätte die Möglichkeit, ein halbes Jahr in Südafrika in einem Sprachheilkindergarten ein Praktikum zu machen. Meine Mutter ist Südafrikanerin. Meine Eltern finden, ich könnte auch etwas anderes studieren, Sprachen oder Jus beispielsweise. Für mich ist es wichtig, einen Beruf zu wählen, der mir wirklich passt.

## **NUALA FREI** (19)

*Möchte Psychomotorik studieren*



# GEGLÜCKTE JUGEND

Unter welchen Bedingungen können sich Jugendliche positiv entwickeln? Fragen wie diese will das neu gegründete Jacobs Center for Productive Youth Development an der Universität Zürich erforschen. Von Helga Kessler

Nicht mehr ganz Kind und noch nicht richtig erwachsen. Jugendliche. Eine schwierige Phase im Leben – und eine entscheidende für die persönliche, aber auch für die gesellschaftliche Entwicklung. Für das Zusammenleben wichtige «Kompetenzen wie Toleranz, gegenseitiger Respekt, Empathie, Kooperation und Solidarität» werden entwickelt, weiss Marlis Buchmann, Professorin für Soziologie an der Universität Zürich und der ETH. Zudem gehe es darum, die fachlich-intellektuellen Fähigkeiten optimal zu entfalten und das eigene innovative Potenzial zu nutzen.

Unter welchen Bedingungen die «biografische Verselbständigung» von Jugendlichen am besten gelingen kann, möchte das neu gegründete Jacobs Center for Productive Youth Development der Universität Zürich erforschen. Bereits im nächsten Wintersemester wird es seinen Betrieb aufnehmen. Stifter Klaus J. Jacobs hofft auf ein «Eliteinstitut». Buchmann hält «Pionierleistungen» für möglich. So sei bisher die interdisziplinäre Forschung zu kurz gekommen, etwa von Soziologie und Psychologie. Ein beträchtlicher Teil der Forschung hätte sich mit Risikofaktoren der jugendlichen Entwicklung,

*«Es fehlt an Antworten, welche Bedingungen eine positive Entwicklung im Kindes- und Jugendalter fördern könnten.»* Marlies Buchmann, Soziologin

mit Defiziten im Erwerb von Fähigkeiten und Kompetenzen beschäftigt. Im Visier der Forschung waren vor allem Problemgruppen und Randgruppen von Jugendlichen. Es fehle aber an Antworten, welche Bedingungen eine positive Entwicklung im Kindes- und Jugendalter fördern könnten, betont Buchmann.

Der Name des neu gegründeten Zentrums ist für Buchmann «Auftrag und Programm zugleich». Als sein Ziel nennt sie die «Er-

forschung der individuellen, sozialen und kulturellen Voraussetzungen positiver, gelungener Entwicklung im Kindes- und Jugendalter sowie im Übergang in die Erwachsenenwelt». Buchmann regt eine Studie an, die Gruppen von Kindern und Jugendlichen unterschiedlichen Alters über mehrere Jahre beobachtet. Dabei soll besonders auf die jeweiligen Lebensbedingungen geachtet werden sowie auf Übergänge im Lebenslauf wie Schuleintritt, Loslösung vom Elternhaus oder Beginn einer Berufsausbildung.

## «INVULNERABLE» JUGENDLICHE

Eine derartige Studie wäre tatsächlich etwas Neues, meint der Sozialpsychologe Rainer Hornung von der Universität Zürich. Denn klare Zusammenhänge liessen sich nur dann herstellen, wenn die Beobachtung über mehrere Jahre erfolge. «Daran fehlt es bislang», meint Hornung. Grundsätzlich aber habe der Paradigmenwechsel in der Jugendforschung – weg von der Problemorientierung, hin zu einem ressourcenorientierten Ansatz – schon vor mehr als zehn Jahren stattgefunden. Auslöser für diese «wichtige und notwendige Neuorientierung» seien seinerzeit so genannte «invulnerable» Ju-

gendliche gewesen – Jugendliche, die sich trotz widriger Umstände positiv entwickelten. Das Phänomen wurde vor allem in den USA, aber auch in Deutschland erforscht. Dabei zeigte sich beispielsweise, so Hornung, «dass eine positive emotionale Beziehung zu mindestens einer Person – das kann ein Elternteil, die Grossmutter oder der Lehrer sein – negative Einflüsse abpuffern kann.» Persönliche Ressourcen wie Selbstwertgefühl oder soziale Ressourcen wie

Unterstützung durch andere sind wichtig für eine gesunde Entwicklung. Sie können aber auch zur Belastung werden, etwa dann, wenn ein positives Selbstwertgefühl in Selbstüberschätzung umschlägt. Andererseits kann eine vermeintliche Belastung wie die Trennung der Eltern entlastend wirken, wenn damit die Konflikte in der Familie enden. «Was Ressourcen und Belastungen sind, hängt vom Kontext ab», sagt Hornung. Das neue Zentrum könnte dazu beitragen, die beiden Begriffe zu präzisieren, hofft er. Forschungsbedarf sieht der Sozialpsychologe auch in der Frage, inwieweit bestimmte Schulsysteme soziale Fähigkeiten wie Konflikt- und Kommunikationsfähigkeit oder den Aufbau sozialer Netzwerke eher fördern als andere. «Die Pisa-Studie hat leider nur die fachlich-intellektuelle Entwicklung untersucht», bedauert Hornung.

## OFT NUR EIN ÄRGERNIS

Wenn Jugendliche sich nicht so entwickeln, wie das für sie selbst und die Gesellschaft eigentlich wünschenswert wäre, liegt das für den Kinderarzt und Entwicklungsspezialisten Remo Largo unter anderem daran, dass sich Politik und Gesellschaft viel zu wenig um diese Altersgruppe kümmern. Die Adoleszenz sei schon immer eine schwierige Lebensphase gewesen, aber unter den heutigen Bedingungen sei es noch schwieriger geworden. «Es gibt nicht einmal genug Lehrstellen», kritisiert Largo. Zwar seien die Jugendlichen immer schon zu kurz gekommen, doch dieses Malaise habe sich noch vergrössert. «Für die alten Menschen hat man recht gut gesorgt, nicht aber für die jungen Familien, die Kinder und die Jugendlichen», betont Largo. Was die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für Familien, Kinder und Jugendliche betreffe, sei die Schweiz ein «Entwicklungsland». Nicht nur gehe die Geburtenzahl stetig zurück, auch gelinge die Integration von Jugendlichen in die Gesellschaft immer weniger. Largo spricht von einem «Pulverfass» und sieht einen Grund für die Misere darin, dass die Jugendlichen von den

Erwachsenen «oft nur als ein Ärgernis» wahrgenommen werden. «Man interessiert sich eigentlich nicht für sie, es sei denn, sie stören unsere Kreise, weil sie für Probleme sorgen.» Damit es erst gar nicht zu unerwünschten Entwicklungen kommt, muss man, so Largo, Kinder und Jugendliche als Teil der Gesellschaft begreifen und ihnen die Freiräume zur Verfügung stellen, die sie für ihre Entwicklung brauchen (siehe Interview Seite 52). Natürlich

*«Für die alten Menschen wird gesorgt, nicht aber für die jungen Familien, die Kinder und die Jugendlichen.»* Remo Largo, Kinderarzt

würde das etwas kosten. «Aber für die Erwachsenen finanziert man ja auch Opernhäuser oder anderes.»

Es braucht «Handlungs- und Toleranzspielräume, in denen Jugendliche Identitäts- und Lebensentwürfe relativ sanktionsfrei ausprobieren und testen können, damit sich ihr kreatives Potenzial entwickeln kann», meint auch Marlis Buchmann. Soziale Investitionen in die heranwachsende Generation seien von eminenter Wichtigkeit. Trotzdem könnten die Mittel dafür künftig noch knapper werden, fürchtet die Soziologin. Eine alternde Gesellschaft könnte ihren ökonomischen und politischen Einfluss zunehmend dafür nutzen, ihre eigenen Interessen durchzusetzen – zum Nachteil von Kindern und Jugendlichen. Und letztlich auch zum Nachteil der Wirtschaft, «die auf den Nachwuchs hochqualifizierter Arbeitskräfte angewiesen ist». Bereits heute öffne sich die Schere zwischen den gesuchten hohen beruflichen Kompetenzen und den teilweise angebotenen eingeschränkten Fähigkeiten und Kenntnissen, warnt Buchmann.

#### FEHLENTWICKLUNGEN KORRIGIEREN

Fehlentwicklungen kann man dann korrigieren, wenn die Ursachen bekannt sind. «Gerade in der Schweiz, wo die Jugendforschung nicht sonderlich ausgebaut ist, braucht es unbedingt ein Institut, das die Jugend ins Zentrum setzt», lobt Reinhard Fatke, Erziehungswissenschaftler an der Universität Zürich. Er hofft auf regelmässige Berichte über die soziale Situation von Kindern und Jugendlichen in der Schweiz, ähnlich

der deutschen Shell-Jugendstudie. Bereits zum vierzehnten Mal finanzierte die Shell AG eine Erhebung über Lebenssituation, Einstellungen und Orientierungen von Jugendlichen. Während es in Deutschland gelungen ist, einen Sponsor zu finden, hat Fatke hierzulande vergeblich gesucht. «Es wäre grossartig für die Schweiz, wenn eine kontinuierliche Erhebung nun möglich wäre», hofft der Wissenschaftler, der mit Unicef-Geldern soeben eine erste Be-

standsaufnahme über die Situation von Kindern und Jugendlichen in der Schweiz durchgeführt hat. Buchmann wie Fatke sind sich einig, dass beim Blick auf das Positive die tatsächliche Lebenswelt der Jugendlichen nicht übersehen werden darf. Die Abwesenheit von Problemfaktoren trage nicht «per se zu einer gelungenen jugendlichen Entwicklung bei», betont Buchmann. Ebenso gelte das Umgekehrte: Positive Faktoren garantieren noch keine gesunde Entwicklung. «Es könnte problematisch sein, einen Gegensatz aufzubauen zwischen der problemorientierten Forschung, wie man sie bisher hatte, und der neuen, produktiven Entwicklungsforschung auf der anderen Seite», gibt Fatke zu bedenken. Die traditionellen Akzente der Jugendforschung dürften nicht ignoriert werden. «Fehlen eigentliche Problemfaktoren in der Entwicklung, dann spielen soziale Faktoren eine Rolle, die man nicht so leicht ändern kann, beispielsweise die Scheidung der Eltern oder Armut.»

Als Sozialpädagoge hat Fatke vor allem mit Jugendlichen zu tun, die sich in den Augen der Gesellschaft «fehlentwickelt» haben. Aber ist die Lage tatsächlich derart dramatisch, wie Remo Largo sie schildert? Fatke sieht keinen Grund zur Entwarnung: «Wenn man sich die empirischen Daten anschaut, stellt man fest, dass die Suizidrate unter Jugendlichen in der Schweiz eine der höchsten in Europa ist.» Ausserdem habe die Gewalt unter Jugendlichen zwar zahlenmässig nicht zugenommen, dafür aber die Brutalität. Zudem sei der Drogenkonsum in dieser Altersklasse nach wie

vor hoch, gerade in der Schweiz. «Das alles gibt einem doch sehr zu denken», resümiert Fatke.

#### MEHR ALS L'ART POUR L'ART

Natürlich weckt das neue Zentrum Erwartungen. «Mehr als l'art pour l'art», sollte dabei herauskommen, hofft Kinderarzt Remo Largo und wünscht sich konkrete Auswirkungen auf die Gesellschaft – «mit einem gewissen sozialpolitischen Drall». Fatke wie auch Hornung hoffen auf angewandte Forschung, etwa darauf, dass Programme für problematische Jugendliche kritisch evaluiert werden. «Leider werden diese Programme bislang nur für gefährdete Jugendliche angeboten», beklagt Hornung.

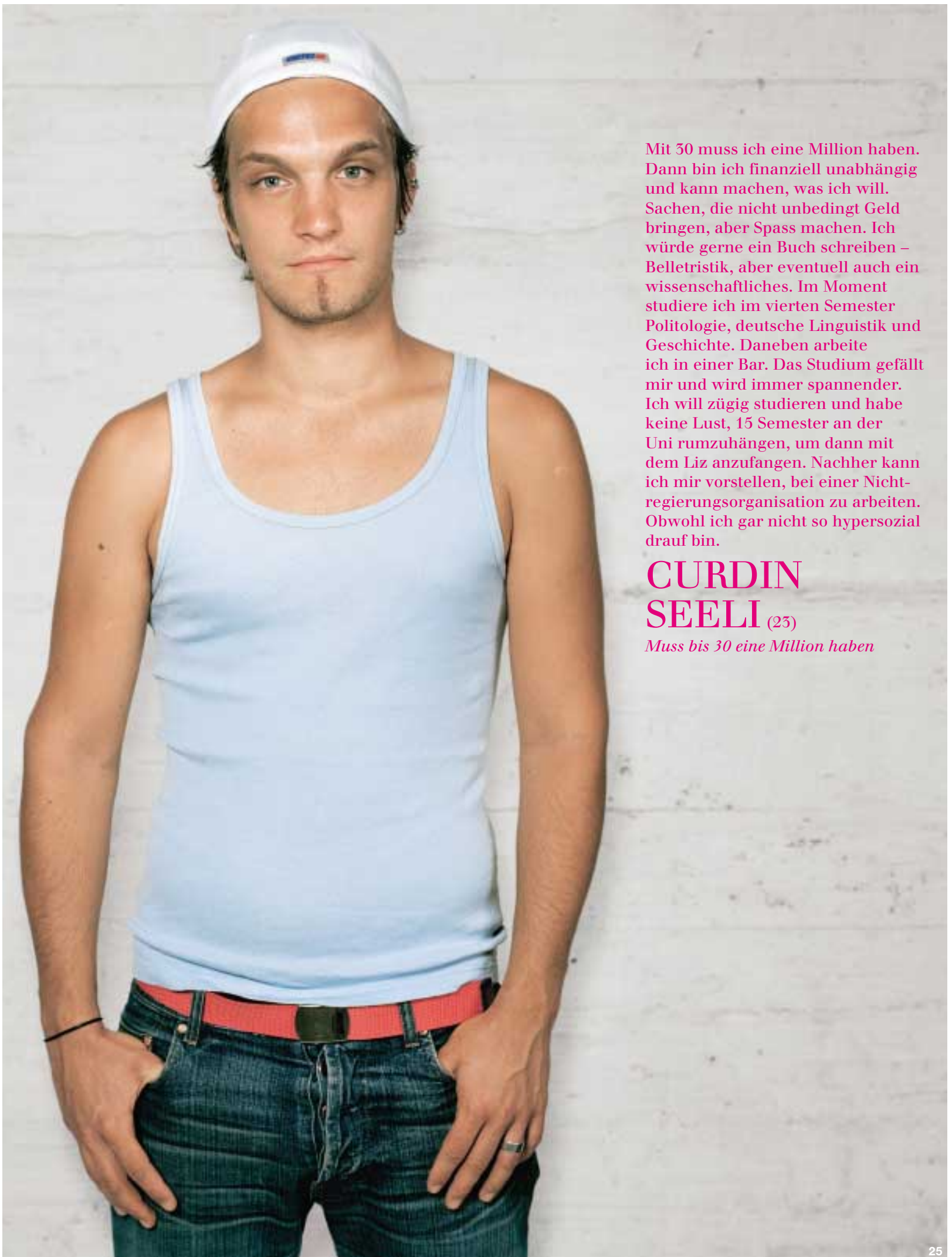
«Man weiss heute zwar, dass man in der praktischen Arbeit bei den guten Seiten ansetzt, doch in welchen Kontexten und unter welchen Bedingungen solche Programme tatsächlich eine Wirkung entfalten, ist bislang nicht erforscht», sagt Fatke. Dabei geht es auch um die Frage, wie Werthaltungen entstehen, denn letztlich prägen diese das Verhalten. «Bedeutungen und Sinngebungen spielen eine Rolle», sagt Fatke, aber auch Träume und Ideale. Sie zu erforschen, wie dies das neue Zentrum angekündigt hat, hält er deshalb «nicht nur für Lyrik».

#### NEUES FORSCHUNGSZENTRUM

### NEUE IMPULSE FÜR DIE JUGENDFORSCHUNG

Im April feierte die Universität die Eröffnung des «Jacobs Center for Productive Youth Development». Das neue Forschungszentrum ist europäisch ausgerichtet, soll der Jugendforschung neue Impulse geben und zu einem führenden Ort des wissenschaftlichen Austauschs im Bereich der Jugendforschung werden. Für das Zentrum werden drei Assistenzprofessuren geschaffen. Die Jacobs Foundation hat das neue Zentrum mit einem Gründungskapital von 10 Millionen Franken ausgestattet. Es wird auf das Wintersemester 2003/2004 den Betrieb aufnehmen.





Mit 30 muss ich eine Million haben. Dann bin ich finanziell unabhängig und kann machen, was ich will. Sachen, die nicht unbedingt Geld bringen, aber Spass machen. Ich würde gerne ein Buch schreiben – Belletristik, aber eventuell auch ein wissenschaftliches. Im Moment studiere ich im vierten Semester Politologie, deutsche Linguistik und Geschichte. Daneben arbeite ich in einer Bar. Das Studium gefällt mir und wird immer spannender. Ich will zügig studieren und habe keine Lust, 15 Semester an der Uni rumzuhängen, um dann mit dem Liz anzufangen. Nachher kann ich mir vorstellen, bei einer Nicht-regierungsorganisation zu arbeiten. Obwohl ich gar nicht so hypersozial drauf bin.

## CURDIN SEELI (23)

*Muss bis 30 eine Million haben*

Ich habe eigentlich alles, was ich brauche. Das Wichtigste für mich ist, gesund zu sein. Und dass es im Leben keine Schicksalsschläge gibt. Mein Traumberuf wäre Pilot, ich wollte aber keinen technischen Beruf lernen, weil ich als Linkshänder zwei rechte Hände habe. Deshalb mache ich eine Lehre als Kaufmännischer Angestellter. In meinem ersten Lehrjahr bin ich bei der unicom der Universität Zürich. Am liebsten hätte ich einen Beruf, bei dem man drinnen und draussen arbeiten kann. Reiseleiter zum Beispiel. In meiner Freizeit spiele ich Fussball. Ich bin Torhüter beim FC Kloten. Wir spielen in der 3. Liga, haben aber gute Chancen aufzusteigen. Leider habe ich mir den Arm gebrochen und falle deshalb bis Ende Saison aus.

## CHRISTOPH STÄHLI (17)

*Will gesund bleiben*



# AUCH UNGERADE WEGE FÜHREN ANS ZIEL

Was braucht es für einen gelingenden Übergang von der Kindheit ins Erwachsenenalter? Was verhilft zu Lebenszufriedenheit? Und was sind Bedingungen für den beruflichen Erfolg? Von Paula Lanfranconi

Die eigenen Erinnerungen an die Pubertät sind eher unerfreulich: Man fand sich zu dick, lag im Dauer-Clinch mit den Eltern wegen zu spätem Nachhausekommen, unpassenden Freunden, schlechten Mathenoten, unterlassener Mithilfe im Haushalt. Die Pubertät als totales Chaos? «So generell», sagt Helmut Fend, Professor für pädagogische Psychologie an der Universität Zürich, «stimmt das nicht, denn bei fast 80 Prozent aller Jugendlichen verläuft die Adoleszenz positiv.» Das Verhältnis zu den Eltern wandle sich zwar, aber es sei mehr Umbau als Abbruch.

Was braucht es denn für eine produktive Adoleszenz – eine Lebensphase, in der die Eltern zwar noch immer die wichtigsten Ansprechpersonen sind, in der die Kinder von ihnen aber am liebsten nichts wissen möchten? Eltern, sagt Fend, müssen vor allem ihren Führungsstil ändern: Wegkommen vom ständigen Regulieren, Eingreifen und Kritisieren und versuchen, neue Formen des aktiven Aushandelns zu finden. Dazu gehört ein gewisses Abwarten und Bereitstehen – ein Lernprozess für alle Eltern, mit dem sie immer wieder neu konfrontiert werden und für den es keine Rezepte gibt. «Wichtig ist», sagt Fend, «dass man mehr

reaktion an ihr Kind aussenden. Daran müssen sie arbeiten.»

Eine der wichtigsten Veränderungen in der Pubertät ist, dass gleichaltrige Freunde immer wichtiger werden. Auch das müssen Eltern akzeptieren lernen. Ideal ist, wenn es ihnen gelingt, die Freunde ihrer Kinder quasi als Familienmitglieder zu sehen. Das hat den Vorteil, dass dann auch die Kinder ihren Freunden gegenüber kritisch sind. Bleiben hingegen die Eltern das einzige Stützsystem, sind die Jugendlichen zwar häufig angepasst und machen auch in der Schule gut mit, aber sie sind weniger selbstsicher, weil sie keine Clique haben, in der sie soziales Verhalten einüben können. Und selbstverständlich brauchen Jugendliche Erfolgserlebnisse, die nichts mit Schule und Noten zu tun haben: Theateraufführungen, Pfadi, gemeinnützige Arbeiten wie Landdienst. Und natürlich Sport.

Doch welche Chancen für ein erfolgreiches Leben haben Jugendliche, die sich nicht so optimal entwickelt haben? «Das», sagt Helmut Fend, «ist ein Stachel, der mich 20 Jahre bewegt hat.» Antworten liefern wird nun die Studie «Lebensverläufe von der späten

eine hohe Stabilität gefunden: Wer zwischen 12 und 16 zu rauchen beginnt, tut dies zu über 60 Prozent auch noch mit 35. Nur zehn Prozent der 35-jährigen Raucher haben erst nach 16 zum ersten Mal zum Glimmstängel gegriffen.

Ein gelungenes Leben, das zeigen übrigens alle wichtigen Studien, stellen sich heutige Jugendliche gar nicht so viel anders vor als die Elterngeneration: Es soll ein erfülltes Leben sein mit vielen Freunden und wenn möglich mit einer festen Bindung, denn die meisten möchten einmal Kinder. Sie wünschen sich einen Beruf, der ihnen Sicherheit bietet und wo sie ihre Interessen einbringen können. Geld an sich ist nicht so wichtig, aber es muss genug davon da sein, um ein aktives, freizeitorientiertes Leben führen zu können.

## INTAKTE BERUFSPERSPEKTIVEN

Zentral für einen geglückten Übergang ins Erwachsenenleben sind intakte Berufsperspektiven. Im Vergleich zu Gleichaltrigen im übrigen Europa müssen Jugendliche in der Schweiz – dank dem hiesigen Berufsbildungssystem – kaum damit rechnen, auf der Strasse zu landen. Niederschwellige Arbeitsplätze verschwinden jedoch zusehends. «Der Übergang von der schulischen zur beruflichen Bildung stellt praktisch alle Jugendlichen auf eine harte Probe», sagen Urs Moser und Sarah Tresch vom Kompetenzzentrum für Bildungsevaluation und Leistungsmessung der Universität Zürich. Moser und Tresch begleiteten im Rahmen des Nationalfondsprojektes 43 «Bildung und Beschäftigung» 1400 Jugendliche bei ihrer Lehrstellensuche. Tatsächlich benötigten die jungen Leute eine grosse Portion Hartnäckigkeit und Frustrationstoleranz: 14 Bewerbungsschreiben mussten sie im Schnitt versenden, einzelne bewarben sich gar bis zu 70-mal. Weil die Schulnoten wenig aussagen, verlangen viele Firmen gleich zum Voraus einen bestandenen Eignungstest, und die Grossbanken führen Assessments durch, bei denen nur die Besten eine Chance haben. Aber auch bei den SBB bekam

*Jugendliche brauchen auch Erfolgserlebnisse, die nichts mit Schule und Noten zu tun haben.*

Freude hat als Ärger miteinander, dass die emotionale Bilanz positiv bleibt.» Hilfreich ist, wenn Eltern ihrem Kind signalisieren können, dass es auch akzeptiert ist, wenn es keine schulischen Spitzenleistungen bringt. Denn überforderte Jugendliche reagieren mit Widerstand, und daraus entsteht ein Rattenschwanz von neuen Problemen. «Viele Eltern», stellt Fend fest, «wissen gar nicht, wie unglaublich viele Negativbotschaften sie in einer Ärger-

Kindheit ins frühe Erwachsenenalter». In dieser Längsschnittuntersuchung bezogen die Universitäten Zürich und Konstanz 1500 Personen vom 11. bis 35. Lebensjahr ein. Es geht um Fragen wie: Welche kritischen Erfahrungen im Jugendalter haben Auswirkungen bis ins mittlere Erwachsenenalter? Wie wirken sich Lernhaltungen und Noten langfristig aus? Wie wichtig sind Eltern auch für dieses Alter? Für ein Jugendalter haben die Forschenden bereits

nur jeder fünfte Bewerber eine Lehrstelle, und selbst bei Migros konnten nur knapp 40 Prozent der Bewerber die gewünschte Detailhandelslehre beginnen.

Absolut ausschlaggebend für den Erfolg bei der Lehrstellensuche sind ein möglichst hoher Schultypus, am besten Sekundarschule oder Gymnasium. Wenn die Schulleistungen stimmen, spielen das Geschlecht und die kulturelle Herkunft keine Rolle – letzteres allerdings bloss auf den ersten Blick, denn nur wenige fremdsprachige Jugendliche schaffen den Sprung in die Sekundarschule. Und Realschüler, weisen Urs Moser und Sarah Tresch nach, haben kaum Chancen, die mit dem Pisa-Test

*Karriereorientierte Frauen sollten nicht allzu verträglich sein, denn hilfsbereite Menschen werden eher ausgenutzt.*

vergleichbaren Selektionsverfahren der Firmen zu bestehen: Realschüler erreichten im Schnitt bloss 400 von geforderten 500 Mindestpunkten. Aber auch schwache Sekundarschüler sind überfordert. «Die Volksschule», kritisiert Urs Moser, «hat es versäumt, die Migrantenkinder rechtzeitig zu fördern, ein Jahr «Deutsch für Fremdsprachige» genügt heute in den meisten Fällen nicht mehr.»

Um die Berufschancen fremdsprachiger Jugendlicher zu verbessern, müsse man schon im Kindergartenalter mit Deutschlernen beginnen, fordert Urs Moser. «Und warum», fragt er, «erteilt die Schule keine Zertifikate – Beschreibungen, mit denen die Jugendlichen konkret nachweisen können, was sie können?» Dann würden nicht nur die Eignungstests der Firmen obsolet, sondern die Jugendlichen wüssten auch, wofür sie lernen. Zudem, argumentiert Moser, hätte die Volksschule wieder einen Stellenwert in der Selektion, denn heute arbeite die Wirtschaft mit eigenen Rankings der verschiedenen Schulen.

#### ERFOLG UND SOZIALPRESTIGE

Lässt sich eigentlich wissenschaftlich voraussagen, welchen beruflichen Erfolg Jugendliche später erreichen werden? «Ja, zu einem wesentlichen Teil», meint Claudia Spiess Huldi vom Psychologischen Institut der Universität Zürich.

Zumindest kenne man etliche Faktoren, die karriereförderlich sind. Die Psychologin ging dieser Frage aufgrund der Zürcher Längsschnittstudie «Von der Schulzeit bis zum mittleren Erwachsenenalter» nach. Darin testete und befragte das Institut eine repräsentative Deutschschweizer Stichprobe von 394 Personen seit dem 15. bis ins 36. Lebensjahr.

Versteht man unter beruflichem Erfolg eine Tätigkeit mit hohem Sozialprestige, grosser Verantwortung und viel Autonomie, sind auch hier Intelligenz und ein hoher Ausbildungsabschluss die weitaus besten Karrierehelfer. Wichtig sind aber auch Leistungsbereitschaft und Zuverlässigkeit. Karriereorientierte

Frauen sollten zudem nicht allzu verträglich sein, denn hilfsbereite Menschen werden eher ausgenutzt und kommen weniger dazu, eigene Ziele zu verfolgen. Es gibt aber auch strukturelle Hemmschwellen: Verträglichere Personen arbeiten oft in sozialen Berufen, wo es wenig Aufstiegschancen gibt. Oder sie engagieren sich mehr im Familienbereich, was auch nicht eben karrierefördernd ist. «Ein bisschen», sagt Claudia Spiess Huldi, «läuft es schon nach dem Matthäus-Prinzip «Wer hat, dem wird gegeben»: Wer aus einem sozial gut gestellten Zuhause kommt, Eltern hat, die einen emotional unterstützen und intellektuell fördern, ist eher mit einem Persönlichkeitsinventar ausgestattet, das zu beruflichem Erfolg führt. Sie oder er ist in der Regel intelligenter und leistungsbereiter als der Durchschnitt und auch etwas extravertierter, was für die Karriere ebenfalls günstig ist. Die Studie konnte zudem zeigen, dass ein autoritärer, liebloser Erziehungsstil, wie er überwiegend in unteren Sozialschichten vorkommt, ein Karrierekiller ist. Besonders bei Frauen hemmt eine solche Erziehung den beruflichen Aufstieg markant. Interessant und für allein Erziehende entlastend ist, dass junge Frauen, die bei einer allein erziehenden, erwerbstätigen Mutter aufwachsen, bessere Chancen haben, später eine hohe Statusposition zu erreichen: Das mütterliche Vorbild dürfte diese jungen

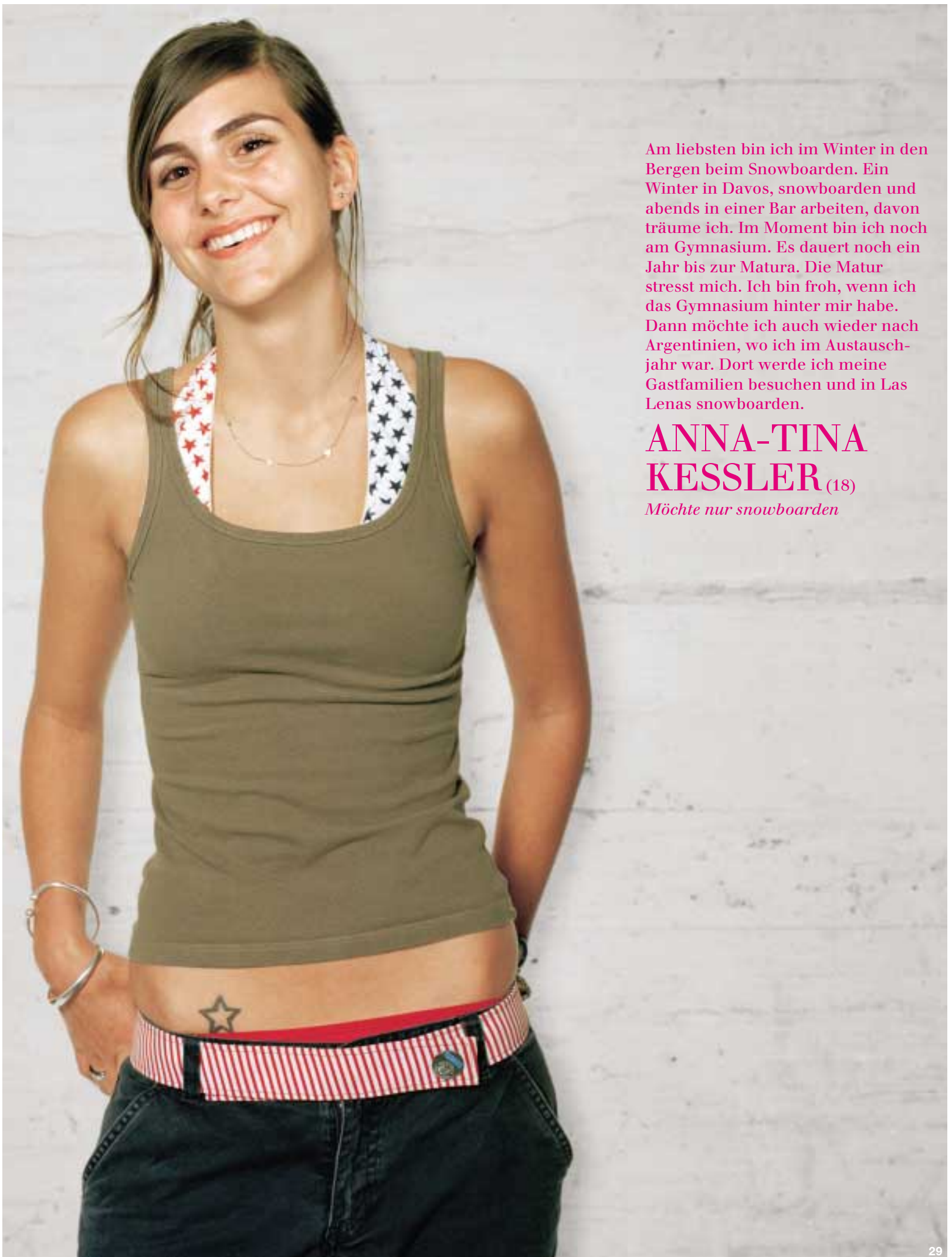
Frauen stärker für eine eigenständige Berufslaufbahn motivieren.

#### KEINE GLÜCKSGARANTIE

Eine tolle Karriere ist allerdings noch lange keine Garantie für ein zufriedenes Leben. «Die intelligenteren oder besser ausgebildeten Befragten», sagt Claudia Spiess Huldi, «sind nicht zufriedener mit ihrem Beruf oder ihrer Karriere.» Und manchen gelingt es, ihre limitierten Ressourcen mit Leistungsbereitschaft zu kompensieren. Proband N. zum Beispiel brachte nur einen schmalen Schulrucksack mit. Aber er betonte schon mit 15, Bildung und Arbeit seien ihm besonders wichtig. Heute verdient er als Securitaswächter 50000 Franken im Jahr und ist sehr zufrieden mit seiner Laufbahn. Oder Frau K., ebenfalls eine schwache Schülerin: Sie machte eine Anlehre und arbeitet, seit sie 20 war, in derselben Fabrik als Hilfsarbeiterin. Inzwischen kommt sie dort dank ihrer Einsatzfreude auf 5000 Franken Monatslohn.

Die grosse Mehrheit der 394 Studienteilnehmenden ist denn auch heute, mit 37 Jahren, zufrieden mit ihrem Leben. Und, tröstlich nicht nur für Lehrstellen suchende Jugendliche und ihre Eltern: Dieses gelungene Leben hängt nicht davon ab, ob jemand seine Pläne realisieren konnte oder nicht. Ursprünglich hatte bloss jeder vierte Jugendliche vor, den Beruf zu wechseln, heute jedoch üben nur noch 20 Prozent die gleiche Tätigkeit aus wie vor 20 Jahren. Und deutlich mehr, als es damals planten, bekleiden eine Vorgesetztenposition. Auch Liebe und Partnerschaft sind keineswegs Auslaufmodelle: Obwohl nur knapp 40 Prozent eine Familie gründen wollten, sind inzwischen 70 Prozent Eltern. Am unzufriedensten sind Personen, die keine feste Partnerschaft haben.

«Entwicklung», betont Professor Helmut Fend nach 20 Jahren Forschung, «darf sich nicht an einem einseitigen Bild gelungener Entwicklung ausrichten.» Mancher «suboptimale» Weg könne sich als tapferer Pfad zu einem schwer erkämpften, wenngleich unvollkommenen Glück erweisen. Adoleszenz, gibt Fend zu bedenken, sei eine unglaublich interessante Lebensphase: «Kaum jemals verändert sich der Mensch so stark. Für jeden Erwachsenen ist es ein Abenteuer, diesen Prozess zu begleiten.»



Am liebsten bin ich im Winter in den Bergen beim Snowboarden. Ein Winter in Davos, snowboarden und abends in einer Bar arbeiten, davon träume ich. Im Moment bin ich noch am Gymnasium. Es dauert noch ein Jahr bis zur Matura. Die Matur stresst mich. Ich bin froh, wenn ich das Gymnasium hinter mir habe. Dann möchte ich auch wieder nach Argentinien, wo ich im Austauschjahr war. Dort werde ich meine Gastfamilien besuchen und in Las Lenas snowboarden.

## ANNA-TINA KESSLER<sup>(18)</sup>

*Möchte nur snowboarden*

Was ist für mich Glück? Ich wünsche mir ein gutes Leben. Ich bin Kosovo-Albaner und seit 1993 in der Schweiz. Mir gefällt es hier super. Ich mache eine Lehre als Automechaniker in einer Toyota-Garage und bin im 1. Lehrjahr. Automechaniker ist ein super Beruf. Mein Traumauto ist der Opel Kadett GSI. Mein Onkel hatte immer einen Opel. Das Auto hat mich schon als Kind fasziniert. Mein Traum ist, einmal als Ingenieur für Opel zu arbeiten oder Chef von Opel zu werden. Ich weiss, die Chance ist nur eins zu einer Million. Aber es ist mein Traum.

## MILAIM ZEQIRI (17)

*Möchte Chef von Opel werden*





Was heisst für mich Glück im Leben? Das Übliche: Gesundheit, Liebe, eine Aufgabe haben, die einen motiviert, am Morgen aufzustehen. Ich studiere Völkerrecht an der Universität Zürich und möchte später auf diesem Gebiet arbeiten, zum Beispiel für internationale Organisationen wie das Rote Kreuz oder die Uno. Ich war ein paar Mal in Bolivien und habe dort mit Strassenkindern gearbeitet. Gerechtigkeit ist mir wichtig. Einiges auf der Welt ist nicht so, wie es sein sollte. Das Nord-Süd-Gefälle beispielsweise ist ungerecht. So kann es nicht weitergehen. Das tönt idealistisch, ich stehe da wie eine herzige Träumerin. Aber es wäre schön, wenn ich wirklich etwas bewegen könnte.

## MIRINA GROSZ (21)

*Träumt von einer besseren Welt*

## «DAS NORMKIND GIBT ES NICHT»

Eine optimale Förderung von Jugendlichen orientiere sich an deren Individualität, sagt Pädiatrieprofessor Remo Largo. Dies zeigen Langzeitstudien über die Entwicklung von Kindern bis ins Erwachsenenalter. Mit Remo Largo sprach Roger Nickl

*Herr Largo, Sie werden dieses Jahr sechzig. Welche Erinnerungen haben Sie an Ihre eigene Jugendzeit in den 50er- und 60er-Jahren?*

REMO LARGO: Ich habe kürzlich meine Mutter gefragt. Sie meinte, meine Pubertät sei kaum merklich verlaufen – ich sei sehr pflegeleicht gewesen. Ich erwähne das, weil diese Lebensphase sehr unterschiedlich sein kann. In Erinnerung bleiben in der Regel die Jugendlichen, die die Erwachsenen nerven. Kinder, die die Pubertät einigermaßen problemlos durchlaufen, nimmt man im Gegensatz dazu kaum wahr. Aus meiner eigenen Erinnerung würde ich sagen, meine Jugendzeit war durch die Literatur geprägt. Die Existenzialisten haben mich damals sehr beschäftigt. Ich verschlang alles von Camus bis Sartre und sah mir die entsprechenden Filme und Theaterstücke an. Es ist ja ein Merkmal der Pubertät, dass wir uns in dieser

Altersperiode für gesellschaftliche, ethische und philosophische Fragen zu interessieren beginnen.

*Im Zusammenhang mit dem Irak-Krieg wurde dies wieder deutlich.*

LARGO: Das stimmt, die Öffentlichkeit war ja zuerst überrascht, dass sich die Jugendlichen nach einer eher lethargischen Phase plötzlich wieder mobilisieren liessen. Vergleicht man die Art und Weise, wie hier Unbehagen formuliert wurde, mit der Vergangenheit, so fallen Parallelen auf. Man denke etwa an den Vietnamkrieg Ende der Sechzigerjahre. In der Adoleszenz geht es stark um eine Polarisierung zwischen den jungen Menschen und Autoritäten wie etwa der amerikanischen Regierung. Dieser Konflikt liefert die Energie für Auseinandersetzungen, die im weitesten Sinne immer um Themen der Aufklärung kreisen.

*«Unsere Schule hat sich in der Vergangenheit bewährt. Das ist aber keine Garantie für die Zukunft.»*

Remo Largo

*Sie sind auch Vater dreier Töchter.*

*Wie haben Sie die Adoleszenz Ihrer eigenen Kinder erlebt?*

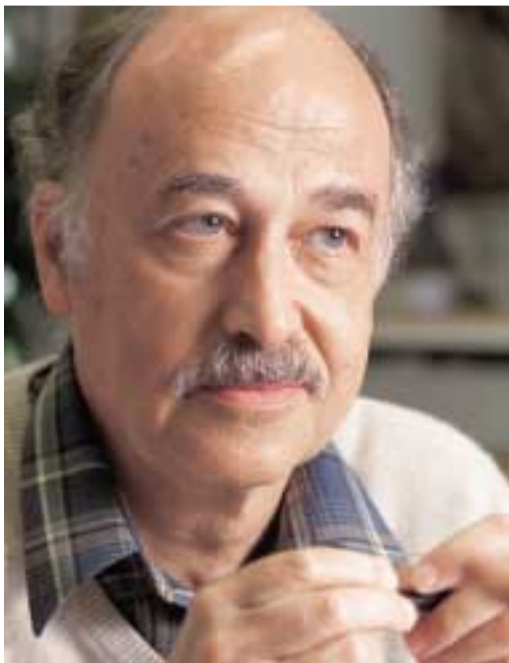
LARGO: Wir sind wie die meisten Eltern in diese Problematik hineingerutscht. Aufgefallen ist mir bei meinen Töchtern, wie individuell die Pubertätsentwicklung verlaufen kann. Da sind drei Kinder, sie wachsen in derselben Familie auf, verhalten sich aber sehr unterschiedlich. Vergleicht man etwa den Zeitpunkt, an dem meine Töchter eine feste Beziehung eingegangen sind, so war dies bei der einen bereits mit 15 bis 16, bei einer anderen erst zwischen 19 und 20 Jahren. Aus solchen Erfahrungen wird ersichtlich, wie verschieden die Biologie auch innerhalb einer Familie wirken kann.

*Wieso diese Unterschiede?*

LARGO: Da gibt es eine Vielzahl von Gründen. Wichtig ist das unterschiedliche Tempo der individuellen Reifungsprozesse. Bei gleichaltrigen Jugendlichen können Entwicklungsunterschiede von bis zu sechs Jahren entstehen. Ein weiterer Grund ist die Persönlichkeit. Für den einen Adoleszenten sind die partnerschaftlichen Beziehungen überaus wichtig, für einen anderen ist es die eigene Entwicklung und die Leistung, die er erbringen will.

*Punkto Beziehungen ist die Rolle der Eltern zentral. Welches sind die familiären Bedingungen für einen erfolgreichen Sprung von der Adoleszenz ins Erwachsenenalter?*

LARGO: Die zentrale Frage scheint mir zu sein: Kann der Jugendliche die emotionale Sicherheit, die er während Jahren von den Eltern erfahren hat, jetzt unter Gleichaltrigen finden? Wovon hängt es ab, ob diese Neuorientierung gelingt? Hier spielen zahlreiche Faktoren – auch die Qualität der Beziehung zu den Eltern – eine wichtige Rolle. Kinder, die die elterliche Beziehung als stabil und zuverlässig erlebt haben, erwarten dieselbe Qualität auch von ihrem Prinzen oder ihrer Prinzessin. Die hohen Erwartungen können aber – wie wir alle wissen –





den Jugendlichen vor Enttäuschungen nicht bewahren. War die Beziehung zu den Eltern belastend und hatten diese auch untereinander Schwierigkeiten, dann ist der Jugendliche unter Umständen sehr zögerlich, eine Beziehung einzugehen. Es kann aber auch sein, dass er gerade wegen der negativen Vorbilder sehr hohe Erwartungen an sich stellt: Er will es besser machen als seine Eltern. Für manche Jugendlichen bekommt diese Umorientierung einen dramatischen Charakter. Es gibt eine Zeit, da haben sie den elterlichen Hafen verlassen, neues Land ist aber noch nicht in Sicht.

*Was können Eltern zu einem Gelingen dieser Ablösung beitragen?*

LARGO: Tragisch für die Eltern ist, dass sie dem Sohn oder der Tochter kaum helfen können. Sie können ihnen die neuen Beziehungen nicht organisieren. Ihre Hauptaufgabe ist es, den Jugendlichen das Gefühl zu geben, dass sie jederzeit zurückkehren können, wenn er oder sie nicht mehr weiter wissen. Manche Eltern glauben übrigens, dass sich Konflikte in dieser Phase vermeiden lassen, wenn sie es denn nur richtig anstellen. Konflikte sind aber ein integraler Bestandteil der Ablösung. Sie müssen immer ausgetragen werden. Die Jugendlichen brauchen den Widerstand, um sich abgrenzen zu können. Die Eltern sollten daher ihre Meinung immer klar sagen und keine Kompromisse machen. Sie dürfen aber nicht mehr erwarten, dass sich der Jugendliche auch danach richtet.

*Ihr Buch «Kinderjahre» trägt den Untertitel «Die Individualität des Kindes als erzieherische Herausforderung». Was meinen Sie damit?*

LARGO: Je mehr die Eltern dem Kind ermöglicht haben, sich selbst zu werden, desto besser sind die Chancen für eine positive Entwicklung. Wenn das Kind im Verlaufe der Kindheit sich selbst kennengelernt hat, wenn es weiss, wo seine Stärken und Schwächen liegen, kann es ganz anders mit der Adoleszenz umgehen. Stand es aber während der Kindheit ständig Erwartungen gegenüber, die es nicht erfüllen konnte, wird sein Selbstwertgefühl darunter leiden, was sich wiederum auf seine Entwicklung in der Adoleszenz auswirken wird.

*«Freiräume fehlen – Orte, für die Jugendliche verantwortlich sind und die sie selbst verwalten.»*

Remo Largo



*Sie sprechen in diesem Zusammenhang auch von einem Fit-Konzept – um was geht es?*

LARGO: Ein Beispiel: Wir erstellen im Zusammenhang mit Schulproblemen Entwicklungsprofile von einzelnen Kindern. Diese erfassen verschiedene Bereiche – Sprache, logisches Denken, Motorik und so weiter. Anhand solcher Profile wird für Eltern und Lehrer besser verständlich, wo ein Kind im Vergleich mit Gleichaltrigen in seiner Entwicklung steht. Ein Fit liegt dann vor, wenn die Erwartungen und Anforderungen der sozialen Umgebung auf das Entwicklungsprofil des Kindes abgestimmt sind. Kürzlich war bei uns ein Junge, der mit drei Jahren bereits lesen konnte. In anderen Bereichen war er ebenfalls weit entwickelt. Teilweise lag er aber selbst hinter der durchschnittlichen Entwicklung zurück. Diese «innere Vielfalt» sollten Eltern verstehen und sich darauf einstellen. Das Kind soll nicht nur in seinen Stärken gefördert werden, sondern auch darin unterstützt werden, seine Schwächen als Teil seiner Individualität zu akzeptieren und damit zu leben. Besteht aber über Jahre hinweg ein Misfit, das heisst, die Erwartungen und Anforderungen stimmen nicht mit den Fähigkeiten des Kindes überein, kann dies vielfältige nachteilige Auswirkungen haben. Ziehen sich negative Lern- und Lebenserfahrungen über die ganze Schulzeit hin, kön-

nen Wohlbefinden, Selbstwertgefühl und soziale Integration nachhaltig beeinträchtigt werden.

*Es geht Ihrer Meinung nach darum, Kompetenzen und Anforderungen in Einklang zu bringen?*

LARGO: Ja, ich denke, darum geht es. Das aktuelle Thema ist in diesem Zusammenhang natürlich die Schule. Die Variabilität in der Entwicklung ist so gross, dass beispielsweise eine Aufnahmeprüfung für das Gymnasium vielen Kindern nicht gerecht wird. Wie bereits erwähnt, müssen wir davon ausgehen, dass mit 13 Jahren der Entwicklungsstand zwischen 10 und 16 Jahren variiert. Kommt hinzu, dass Mädchen zu diesem Zeitpunkt im Durchschnitt eineinhalb Jahre reifer sind als Jungen. Schwergewichtig werden an dieser Prüfung mathematische und sprachliche Fähigkeiten geprüft. Was ist mit all den Kindern, deren Stärken in anderen, beispielsweise naturwissenschaftlichen Fächern liegen?

*Die Frage ist: Können wir uns eine Individualisierung des Schulsystems, wie Sie sie andeuten, in Zeiten eines erhöhten Spar-drucks leisten?*

LARGO: Die Frage ist vielmehr: Können wir es uns im Wettbewerb mit anderen Ländern

leisten, die Schule nicht an die gewandelten Bedürfnisse von Gesellschaft und Wirtschaft anzupassen? Unsere Schule hat sich in der Vergangenheit bewährt. Das ist aber keine Garantie, dass sie es auch in der Zukunft tun wird. Was wir brauchen ist eine Schule, die auf der Höhe der Zeit ist – eine Schule, an der man das Lernen lernt, die Eigenverantwortung, selbständiges Arbeiten und soziale Kompetenz fördert. Die Schweiz war in Bezug auf Bildung demokratisch und sozial gerecht. Das hat sich in der Vergangenheit sehr positiv auf das Land ausgewirkt. Die zahlreichen Nobelpreisträger und Erfinder von Patenten zeugen davon. An einer Volksschule für alle Kinder sollten wir auch in Zukunft festhalten.

*Ihrer Meinung nach ist die Schweiz dabei, sich etwas zu vergeben?*

LARGO: Punkto Schule haben wir den Sündenfall – die massive Erhöhung der Klassengrößen etwa – noch nicht begangen. Die Integration, ein ganz wichtiges Thema, funktioniert nur mit kleinen Klassen. Die Schule wird oft als Institution gesehen, die allein Wissen und Fertigkeiten vermittelt. Sie hat aber auch eine eminent wichtige Aufgabe in der Sozialisierung.

*Was sind denn die gesellschaftlichen Voraussetzungen für einen positiven Verlauf der Adoleszenz?*

LARGO: Das Ziel wäre für mich Liberalismus im wörtlichen Sinn. Die Jugendlichen müssen ihren Weg selber machen, die Gesellschaft ist aber für die optimalen Rahmenbedingungen verantwortlich. Ein wichtiger Punkt sind die mangelnden Freiräume für Jugendliche. Orte, die sie selbst verwalten, für die sie verantwortlich sind. Die Jugendlichen sollen erfahren, dass sie die Gesellschaft ernst nimmt, dass sie bereit ist, ihnen Verantwortung zu übertragen. Das Gefühl für Mitverantwortung kann nur durch Erfahrung wachsen. Das Fehlen von Freiräumen wird heute leider durch die Unterhaltungsindustrie missbraucht. Viele Jugendliche gehen nicht an Events und Partys, weil sie das so ungeheuer toll finden, sondern weil sie einfach andere Jugendliche treffen wollen.

*Die Jugendlichen werden zu wenig ernst genommen?*

LARGO: Ich habe wiederholt erlebt, dass an Schulen die Politik ausgeblendet wird. Darauf angesprochen, sagte mir der Rektor eines Gymnasiums, es gäbe viele Eltern, die wollten einfach keine politischen Diskussionen im Klassenzimmer. Erstaunt es da, wenn sich die jungen Erwachsenen um die Politik foutieren? Es herrscht ein allgemeines Wehklagen über die Interesselosigkeit der Jugendlichen. Haben wir sie je gefragt, was für eine Schule sie wollen? Und ob sie in der Schule über Politik diskutieren wollen? Auch in diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, was die Gesellschaft will, oder anders gefragt, welche Gesellschaft wir wollen.

*Sie haben festgestellt, dass sich Politik und Gesellschaft zu wenig um die Jugendlichen kümmern. Weshalb?*

LARGO: Momentan ist es vielleicht besonders schwierig, weil auch wir Erwachsenen etwas orientierungslos sind. Welches sind denn die positiven Werte, die wir in dieser Gesellschaft vertreten? Haben wir noch Visionen für eine bessere Gesellschaft? In einer solchen Situation fällt es uns schwer, den Jugendlichen gegenüber als Vorbilder aufzutreten und ihnen als Sparringpartner für Auseinandersetzungen zu dienen.

*Die Langzeitstudien des Kinderspitals, an denen Sie massgeblich beteiligt sind, untersuchen seit 1954 sehr detailliert das Wachstum und die Entwicklung des Menschen vom Baby bis zur Schwelle des Erwachsenenalters. Gibt es eine herausragende Erkenntnis dieser Studien?*

LARGO: Eine Frage, die uns dreissig Jahre lang beschäftigt hat, ist die nach dem Einfluss und dem Zusammenwirken von Anlage und Umwelt. Die Antworten darauf waren – wie zu erwarten – komplex. Es gibt Bereiche, in denen die Anlage in einem hohen Masse die Entwicklung bestimmt, beispielsweise bei der Körpergrösse oder dem Schlafbedarf. Es gibt andere Bereiche, in denen die Entwicklung entscheidend von den Erfahrungen abhängt, die das Kind macht – beispielsweise bei der Sprache oder dem Sozialverhalten. Allgemein lässt sich sagen: Die An-

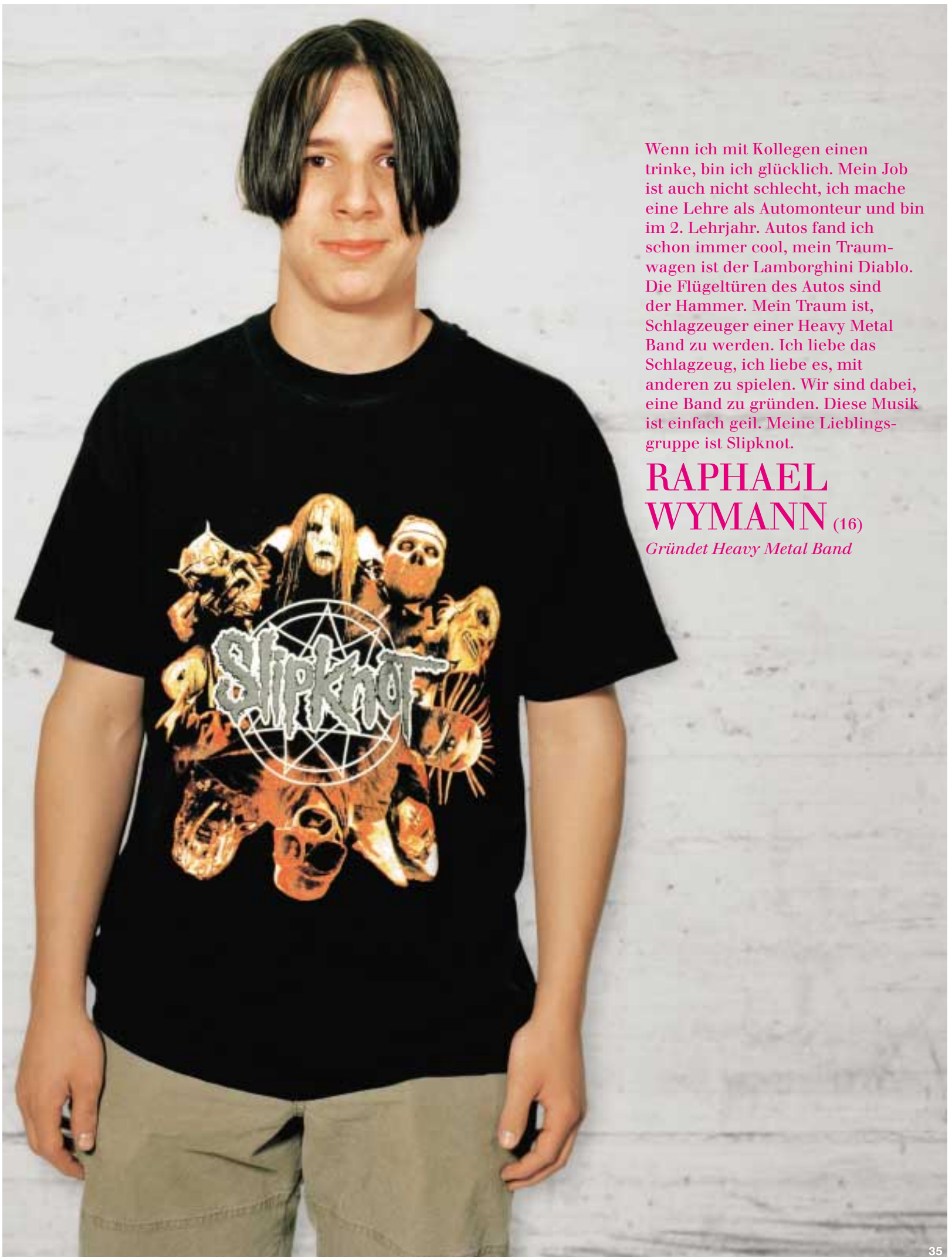
lage gibt das Optimum einer möglichen Entwicklung vor. Das heisst, man kann ein Kind fördern, bis sein Potenzial ausgeschöpft ist – darüber hinaus ist keine weitere Entwicklung mehr möglich. Nehmen wir das Beispiel eines legasthenischen Kindes: Aus einer entwicklungsbiologischen Perspektive wäre es sinnvoll, sich auf das Kind einzustellen und mit ihm zusammen eine Verbesserung der Lesekompetenz im Bereich des Möglichen zu erzielen. Es macht dagegen keinen Sinn, das Kind zu etwas zu zwingen, was es gar nicht im Stande ist zu leisten. Wir sollten die Anforderungen an das Kind so wählen, dass es Erfolgserlebnisse hat und so sein Selbstwertgefühl nicht leidet.

*Ihre Bücher «Babyjahre» und «Kinderjahre» sind Bestseller geworden. Wie sind Sie dazu gekommen, neben Ihren wissenschaftlichen Publikationen auch praxisorientierte Literatur für Eltern zu schreiben?*

LARGO: Ich wollte auf die Vielfalt und Individualität der Entwicklungsprozesse hinweisen und so die Eltern in einer gewissen Weise auch von Normzwängen entlasten, denn das Normkind gibt es nicht.

## ZUR PERSON

*Remo Largo (60) ist Professor für Pädiatrie an der Universität und Leiter der Abteilung für Wachstum und Entwicklung am Kinderspital Zürich. Im Rahmen mehrerer Langzeitstudien hat er mit seinem Team einen weltweit einmaligen Datensatz über das Wachstum und die Entwicklung von mehr als 700 Kindern von der Geburt bis in ins Erwachsenenalter erarbeitet. Largos populärwissenschaftliche Bücher «Babyjahre» (1995) und «Kinderjahre» (1999) wurden zu Bestsellern. Sein neuestes Buch «Glückliche Scheidungskinder», das er zusammen mit der Journalistin Monika Czernin geschrieben hat, ist wie die beiden anderen kürzlich im Piper Verlag erschienen. Remo Largo selbst ist Vater dreier erwachsener Töchter.*



Wenn ich mit Kollegen einen trinke, bin ich glücklich. Mein Job ist auch nicht schlecht, ich mache eine Lehre als Automonteur und bin im 2. Lehrjahr. Autos fand ich schon immer cool, mein Traumwagen ist der Lamborghini Diablo. Die Flügeltüren des Autos sind der Hammer. Mein Traum ist, Schlagzeuger einer Heavy Metal Band zu werden. Ich liebe das Schlagzeug, ich liebe es, mit anderen zu spielen. Wir sind dabei, eine Band zu gründen. Diese Musik ist einfach geil. Meine Lieblingsgruppe ist Slipknot.

## **RAPHAEL WYMANN** (16)

*Gründet Heavy Metal Band*

# ROCKEFELLER DER JUGENDFÖRDERUNG

Vor zwei Jahren hat der Unternehmer Klaus J. Jacobs seine berufliche Karriere beendet, um sich der Jugendförderung zu widmen. Als Mäzen will Jacobs der Jugend helfen und damit die Welt verändern. Von Thomas Gull

Klaus J. Jacobs gibt sich sportlich und locker. Unter dem blauen Jackett trägt der 67-Jährige ein fein gestreiftes weiss-blau-rotes Hemd und eine farblich assortierte Krawatte. Das auffälligste Kleidungsstück sind jedoch die blauen Jeans mit Ledergürtel, die so gar nicht zu dem distinktierten «elder businessman» im Anzug passen, den man erwartet hat. «Ich reise immer in Jeans. Es ist so bequem, man braucht kein Bügeleisen und sie sitzen lässig und locker», schwärmt Jacobs, der soeben aus England eingeflogen ist, wo er zwischen Cambridge und London auf dem Land lebt.

## KLARE WORTE, KLARE ENTSCHIEDEN

Die Jeans wählt seine Frau aus. Was sonst in seinem Leben passiert, hat Klaus J. Jacobs jedoch selber fest im Griff. Der Mann schätzt klare Entschiede und klare Worte. So war es auch, als er sich vor zwei Jahren von seinem Posten als Verwaltungsratspräsident der Klaus J. Jacobs AG zurückzog. «Ich habe immer gesagt, mit 65 ist Schluss». Jacobs hat einen Schlussstrich unter sein Leben als erfolgreicher Geschäftsmann gezogen und die Leitung der Firma seinem ältesten Sohn Johann Christian Jacobs übertragen. Seitdem widmet er sich neben der Familie und den Pferden der 1988 von ihm gegründeten Jacobs Foundation. Der Stiftung hat er auch sämtliche Vermögensrechte an der Jacobs AG vermacht, die bei seinem Rücktritt aus dem Verwaltungsrat vor zwei Jahren 1,4 Milliarden Franken wert waren. Mit seinem Engagement setzt der ehemalige Pfadfinder Jacobs ein weiteres seiner Ziele konsequent um: «Für mich war seit jeher klar: wenn ich einmal fertig bin mit dem Geschäft, mache ich keine weiteren Geschäfte mehr, sondern engagiere mich für etwas.»

Wie einst im Geschäftsleben wird auch bei der Jugendförderung strategisch geplant und gehandelt, und die Ergebnisse werden über-

prüft. Bei aller Lockerheit, die er ausstrahlt, ist Klaus J. Jacobs durch und durch der Chef, der erwartet und durchsetzt, dass alles so läuft, wie er angeordnet hat. Der Entscheid, die Jugend zu fördern, ist denn auch kein Zufall, sondern basiert auf Abklärungen und wissenschaftlichen Erhebungen. Diese ergaben, dass bei der Jugend der grösste Bedarf besteht. Folglich entschied sich Jacobs für die Jugendförderung.

Die Jacobs Foundation ist wie die Jacobs AG global tätig. 2002 wurden Projekte in der Schweiz, Europa, Afrika und Südamerika mit insgesamt 5,4 Millionen Franken alimentiert, in Zürich hat die Stiftung das «Schulprojekt 21» unterstützt. Man sei überzeugt gewesen von der wissenschaftlich fundierten Reform, für die

*«Zu wissen, was die Jugend bewegt, ist fundamental – für die Jugendförderung wie für die Politik.»* Klaus J. Jacobs

sich Bildungsdirektor Ernst Buschor ungewöhnlich mutig engagierte, erzählt Jacobs. Der «mutige Bildungsdirektor» wurde im Gegenzug in den Stiftungsrat gewählt. Das ambitionierteste Projekt wird zurzeit in Costa Rica durchgeführt, wo 3500 Jugendliche, die weder die Schule besuchen noch arbeiten, wieder ins Schulsystem eingegliedert werden sollen.

## KONTAKTE NACH COSTA RICA

Weshalb Costa Rica? Auch hier spielen persönliche Kontakte eine Rolle: Jacobs kennt führende Politiker des Landes, und seine Firmen sind in Costa Rica präsent. «Man investiert lieber in Dinge, von denen man etwas versteht. Dann ist die Gefahr reinzufallen weniger gross.» Costa Rica habe gegenüber etwa Guatemala oder Mexiko den Vorteil, überschaubar, politisch stabil und «relativ unbestechlich» zu sein. Wenn das gemeinsam mit der Fundación Mundo So-

lidario und der Regierung aufgegleiste Projekt erfolgreich ist, soll es auch in anderen Ländern umgesetzt werden. Egal, wo seine Stiftung aktiv ist, der Chef ist immer an vorderster Front mit dabei: «Ich bin für den einfachen, direkten Kontakt. Man muss mit den Leuten vor Ort reden, damit man ihre Positionen besser versteht.»

## ERSTKLASSIGES FUNDAMENT

Weltweit Projekte zu lancieren, genügt dem Strategen Jacobs jedoch nicht. «Ich habe gesehen, dass unsere Arbeit immer wissenschaftlicher wird. Als private Stiftung kann man jedoch die wissenschaftliche Qualität nicht gewährleisten.» Um der Arbeit der Stiftung ein erstklassiges wissenschaftliches Fundament zu geben, suchte Jacobs deshalb Partner. Er wurde fündig: einerseits in seiner Heimatstadt Bremen. An der dortigen Universität wurde mit der

Unterstützung der Jacobs Foundation das Jacobs Center for Lifelong Learning gegründet. Andererseits an der Universität Zürich. Hier wurde soeben das Jacobs Center for Productive Youth Development aus der Taufe gehoben. «Man kann ein Empfinden haben für wirtschaftliche und soziale Vorgänge», sagt Jacobs, «aber wenn man einen wirklichen Beitrag an evolutionäre Verbesserungen leisten will, braucht man wissenschaftliche Unterstützung und kann nicht einfach etwas aus dem Hut zaubern.»

## DENKT DIE JUGEND EUROPÄISCH?

Die Jugendforschung an der Universität Zürich soll in einer gesamteuropäischen Perspektive das «Denken und die Trends bei der Jugend» erforschen, definiert Jacobs den Auftrag aus seiner Sicht. Sind die Erwartungen der Jugend in Frankreich oder Deutschland anders als in der Schweiz? Denkt die Jugend europäisch?

Zu wissen, was die Jugend bewegt, ihre Bedürfnisse zu kennen, sei fundamental. Für eine gezielte Jugendförderung genauso wie für die Politik. «Das fehlt heute. Die Politiker wissen überhaupt nicht, was die Jugendlichen wollen», kritisiert Jacobs. «Da müssen sie sich nicht wundern, wenn die 18-Jährigen nicht an die Urne gehen.» Jacobs greift zu einer Analogie, um sein Anliegen zu veranschaulichen: «Wir haben Kaffee und Schokolade verkauft. Da muss man konsumentenorientiert denken. Man kann nicht Kaffee produzieren, den niemand will.» Das Gleiche gilt seiner Ansicht nach für die Jugendförderung.

#### LEBENSCHANCEN ERÖFFNEN

Die Jacobs Foundation will mit ihren Programmen Jugendlichen in schwierigen Verhältnissen Lebenschancen eröffnen und dafür sorgen, dass aus ihnen «produktive» Erwachsene wer-

den. «Sie sollen nicht da sitzen und die hohle Hand machen», postuliert Jacobs. Der erfolgreiche Unternehmer will eine tüchtige und erfolgreiche Jugend. So wie er seine sechs Kinder im Alter zwischen 41 und 17 Jahren bei ihrem beruflichen Werdegang gefördert hat und fördert, soll jetzt die Stiftung Jugendliche auf der ganzen Welt unterstützen.

Mit seinem Engagement sieht sich Jacobs in einer grossen Tradition: «Rockefeller hat Stiftungen gegründet, die heute wohl bedeutender sind als alles, was er sonst geleistet hat.» Ein weiteres Beispiel sei das Augsburger Handelshaus der Fugger, von dem einzig die Stiftung überlebt habe. Auf die Frage nach den Motiven für sein altruistisches Handeln antwortet Jacobs: «Indem man den Kindern etwas gibt, gibt man der Gesellschaft etwas zurück. Aus Dankbarkeit für das eigene Leben.»



«Indem man den Kindern etwas gibt, gibt man der Gesellschaft etwas zurück. Aus Dankbarkeit für das eigene Leben.» Klaus J. Jacobs

#### JACOBS FOUNDATION

### GLOBALES ENGAGEMENT FÜR DIE JUGEND

Die Jacobs Foundation wurde 1988 gegründet. Sie fördert vor allem Jugendliche im Alter zwischen zehn und achtzehn Jahren. Das Ziel der Jugendförderung wird mit verschiedenen Strategien verfolgt: Die Stiftung initiiert Bildungs- und Ausbildungsprogramme für Jugendliche, sie organisiert Konferenzen zu Jugendfragen und sie unterstützt die Jugendforschung.

Die Stiftung engagiert sich in Zentral- und Südamerika, Afrika, Europa und der Schweiz. Das grösste Projekt läuft zurzeit in Costa Rica, wo 3500 sozial marginalisierte Jugendliche wieder ins Schulsystem eingliedert und auf den Einstieg ins Berufsleben vorbereitet werden. Das Projekt ist auf fünf Jahre angelegt und dient als Pilotversuch. Wenn er gelingt, sollen später in anderen Teilen Costas Ricas und in anderen Ländern Lateinamerikas vergleichbare Projekte lanciert werden. Ähnliche Projekte wie in Costa Rica werden bereits in Brasilien und Argentinien unterstützt.

In der Schweiz ist die Jacobs Foundation unter anderem mit dem Projekt «movingAlps» präsent. Im Rahmen von «movingAlps» werden Bildungs- und Ausbildungsprogramme angeboten, die dazu beitragen sollen, in den Bergregionen eine überlebensfähige Mischung von Wirtschaftsformen zu entwickeln, die über die Monokultur der Berglandwirtschaft hinausgehen. «movingAlps» wird zurzeit im Bergell, im Münsertal und im Maggial umgesetzt. Weitere Regionen möchten sich am Projekt beteiligen. Im Vordergrund steht das Wallis. «movingAlps» könnte bald auch in der EU lanciert werden. In Diskussion sind Frankreich, Italien und Österreich. Im Kanton Zürich wird das «Schulprojekt 21» unterstützt.

Um die Förderprojekte wissenschaftlich abzustützen, hat die Jacobs Foundation zusammen mit den Universitäten Bremen und Zürich Forschungszentren eingerichtet: An der International University Bremen das Jacobs Center for Lifelong Learning, an der Universität Zürich das Jacobs Center for Productive Youth Development.

Ich mache gerade die Lehrabschlussprüfung als Coiffeuse. Dabei habe ich gemischte Gefühle: Einerseits freue ich mich, andererseits weiss man nicht, was nachher kommt. Nach dem Abschluss möchte ich reisen und mich weiterbilden. Ich möchte offen und aufmerksam leben und jeden Tag geniessen. Mein Traum ist, Showstylistin zu werden und in anderen Ländern zu arbeiten, in Paris oder Mailand etwa, oder ein eigenes Geschäft zu haben. Ich habe schon Ideen, was man besser machen könnte. Draussen frisieren beispielsweise, oder Bioprodukte verwenden. Danach fragen die Leute immer mehr. Im Moment bereite ich unser Pfadisommerlager auf Sizilien vor. Pfadileiterin zu sein ist manchmal anstrengend, aber dafür wird man entschädigt, wenn die Kinder Freude haben.

## VIVIANE PFAFFHAUSER<sup>(19)</sup>

*Möchte jeden Tag geniessen*



# Klarsicht verleiht Flügel.



*Haben Sie Lust, die Welt mit etwas mehr Überblick, aus der Vogelperspektive, zu betrachten? Journalismus in Reinkultur gibt's mit dem hochprozentigen **Studentenrabatt 40%** und mit dem Probe-Abonnement 5 Wochen lang gratis: Tel. 01 258 15 30 oder [www.nzz.ch/abo](http://www.nzz.ch/abo)*

**Neue Zürcher Zeitung**

# DRÜCKEBERGER UND TRENDSETTER

Das Publizistikstudium an der Universität Zürich liegt im Trend, das ist hinlänglich bekannt. Doch weshalb eigentlich? Die Antwort ist einfach: Alle gängigen Clichés treffen zu. Fast alle. Von Markus Binder

«Trotzdem», sagt sie trotzig, während sie sich auf einen der hohen Natursteintritte im Irchelpark setzt. Jasmina weiss, dass das Publizistikstudium keine Journalismusausbildung ist, trotzdem möchte sie Journalistin werden. Am liebsten beim Fernsehen. Bei Star-TV hat sie schon mal kurz Redaktionsluft geschnuppert. Jasmina studiert im zweiten Semester Publizistik im Hauptfach. Weshalb Publizistik, wenn sie doch weiss, dass sie, um Journalistin zu werden, gerade so gut Wirtschaft oder Geschichte studieren könnte? «Weil mich die Medien generell interessieren.» Sagen das nicht alle? «Vielleicht, aber Betriebswirtschaft wäre mir zu streng und zu abgehoben.» Und Geschichte? «Dazu bräuchte ich das Latein, und nachholen möchte ich es nicht.» Das Publizistikstudium boomt, das ist bekannt. Im Herbst 1996, als es zum Hauptfach aufgewertet wurde, waren es 184 Studierende im Hauptfach. Heute sind es über 1000 und im ersten und zweiten Nebenfach noch je über 400. Das Betreuungsverhältnis ist mit 1:360 prekär. Weshalb dieser Boom? Jasmina zieht die Augenbrauen hoch: «Vielleicht, weil viele so sind wie ich.» Und nach einer kurzen Pause fügt sie an: «Eigentlich bin ich ein wandelndes Cliché.»

## DER FALSCHER TRAUM VOM JOURNALISMUS

Jasminas Fernsehtraum ist das Publizistik-Cliché Nummer eins: Alle Publizistikstudenten träumen vom Journalismus. Falsch ist dies nicht, greift aber etwas zu kurz, wie eine Studie von Mirko Marr und Karin Pühringer gezeigt hat. Die Hälfte der 600 befragten Studienanfänger in der Publizistik startet mit einem konkreten Berufswunsch und drängt vor allem in den Bereich PR, Marketing und Werbung auf der einen und in den Journalismus auf der anderen

Seite. Auffällig ist, dass der Anteil der Journalismusträumer unter den Studierenden im Nebenfach viel grösser ist als unter den Hauptfächlern, die es stärker in die PR-Branche zieht. Korrekterweise muss man «Journalismusträumerinnen» sagen, denn der Frauenanteil unter den Studienanfängern liegt über 60 Prozent, im Nebenfach sind gar über zwei Drittel Frauen.

Diese Berufswünsche spiegeln sich in den Themen, die die Befragten innerhalb der Publizistik interessieren. Zuerst stehen die Werbung und das Marketing, dann kommt die Medienpraxis und die Öffentlichkeitsarbeit. Dies obwohl die Dozenten von Anfang an und immer wieder darauf hinweisen, dass sie die Medienwelt analysieren und keine praktische Ausbildung anbieten. Lakonisch deshalb der Satz in der Studie: «Die Daten legen den Schluss nahe, dass der diesbezügliche Erfolg als eher gering zu betrachten ist.» Doch, die Sache ist noch schlimmer, denn die Studierenden üben deswegen auch noch Kritik: Über die Hälfte der Befragten findet das Angebot in der Medienpraxis schlecht oder sehr schlecht, was absurd ist, weil es dieses Angebot gar nicht gibt.

Doch die Mahner haben Recht, die grossen Medienunternehmen warten überhaupt nicht auf die grösser werdende Schar von Publizistikabsolventen. Im Gegenteil: «Ein Studium in Naturwissenschaften oder in Wirtschaft ist für uns viel interessanter als eines in Publizistik», sagt Emanuel La Roche, der seit drei Jahren beim «Tages-Anzeiger» für die Praktika zuständig ist. Ähnlich ist die Beurteilung beim Schweizer Fernsehen. «Ein abgeschlossenes Publizistikstudium ist bei einer Bewerbung kein Vorteil», sagt Monica Verin, Personalberaterin für die Abteilung Information.



*Verlockende Medienwelt – die Hälfte der Studienanfänger hat den konkreten Berufswunsch: PR oder Journalismus.*





«Praxiserfahrung, Sprachkompetenz und Persönlichkeit sind viel wichtiger.» Etwas anders tönt es in der PR-Branche. Zwar wird auch hier Praxiserfahrung gefordert, aber mit einem Publizistikstudium bringe man gute Voraussetzungen mit, versichert Sonia Soutter, Geschäftsführerin der Firma Werbekraft in Winterthur, die Stellen in den Kommunikationsberufen vermittelt.

#### DIE MÄR VOM BILLIGFACH

Zurück zu Jasmina, die es nicht zu streng haben möchte. Und damit zu Publizistik-Cliché Nummer zwei: Publizistik ist ein lockeres Studium, ein «Schoggistudium». Auch das stimmt teilweise. Doch die Schokolade ist schon viel bitterer geworden, aber dazu später. In der erwähnten Befragung gaben nur 10 Prozent der Studierenden im Hauptfach und 16 Prozent Nebenfächler an, die Publizistik gewählt zu haben, weil es als leichtes Fach gilt. Daraus schliessen die Autoren: «Ins Reich der ideologischen Mythen kann schliesslich die Erklärung der grossen Studierendenzahlen mit der Anpruchslosigkeit des Faches verabschiedet werden.» Doch so einfach ist das nicht, denn wer gibt schon gerne zu – nicht nur vor anderen, sondern vor allem vor sich selber – den Weg des geringsten Aufwandes zu gehen.

Im persönlichen Gespräch sagen ausnahmslos alle Studierenden, das Studium sei nicht streng und die Anforderungen tief. Sie waren vor allem tief, als das Fach 1996 zum Hauptfach aufgewertet wurde, denn es besass damals immer noch die Strukturen eines Nebenfachs. «Die Universität hat zu lange zugewartet in der Hoffnung, der Boom gehe von selber wieder zurück», kritisiert Thomas Balderer, Reporter bei DRS 3 und Publizistikabsolvent der ersten Hauptfachgeneration. Und Jakob Bächtold (siehe Kurzinterview Seite 42), der zur selben Zeit wie Balderer Publizistik im Nebenfach zu studieren begonnen hat, versteht nicht, weshalb die Universitätsleitung mit dem neuen Universitätsgesetz, das der Institution mehr Autonomie verliehen hat, das Steuer nicht früher herumgerissen hat.

Ist die Qualität tatsächlich gesunken? Ja, sagen die Publizistikprofessoren Otfried Jarren und Heinz Bonfadelli. Sie betonen jedoch, die

*fängerinnen und -anfänger in der Publizistik hat einen*

#### NACHGEFRAGT

### «NUMERUS CLAUSUS KEINE SCHLECHTE IDEE»

*Weshalb haben Sie sich für das Publizistikstudium entschieden?*

Die Publizistik ist ganz klar mein Fach, weil mich die Medien interessieren. Im Studienführer, den wir am Gymnasium erhielten, tönnte die Publizistik eindeutig am spannendsten.

*Stört Sie die grosse Masse nicht?*

Nein, ich wusste, dass die Universität anonym ist. Gestört hat mich nur, dass ich auf meine Proseminararbeit kein Feedback erhalten habe. In der Filmwissenschaft ist der Lerneffekt deutlich grösser. Und manchmal stört mich das ständige Gerede in den Veranstaltungen, speziell in jenen über PR oder Marketing. Da merkt man, dass man in einem Boomfach ist, das wenig verlangt und eine bestimmte Art von Studierenden anzieht.

*Würden Sie stärker selektionieren?*

Eine Eintrittsprüfung als Numerus clausus wäre bestimmt keine schlechte Idee. *mbi*



*Christina Varveris (24) studiert im 6. Semester Publizistik im Hauptfach.*

Forschung habe nicht gelitten, und weisen dabei auf die zahlreichen neuen Nationalfondsprojekte hin. Solche zu erhalten war das Ziel der Aufwertung, denn als Nebenfach gab es nur wenig Nachwuchs und wenig Forschung. Mit der Aufwertung und den zusätzlichen Ressourcen, die die Universität der Publizistik dann doch zugestanden hat, hat sich dies geändert. 1996 waren es zwei Professoren und sechs Assistierende, heute sind bis zu 60 Personen an der Institutskonferenz anwesend. Dieses schnelle Wachstum hat jedoch auch für Unruhe gesorgt, und viele der Angestellten sind nach der Aufwertung abgesprungen.

Auch Jarren hatte sich nach zwei Jahren überlegt, ob er nicht wieder gehen soll. Letztes Jahr hätte er nochmals die Möglichkeit gehabt, eine andere Stelle anzunehmen. Aber er ist geblieben, weil er sich jetzt von der Universitätsleitung unterstützt fühlt und weil sich das Institut stabilisiert hat. Nicht zuletzt auch mit dem Umzug von der Kurvenstrasse ins schicke Bürogebäude an der Andreasstrasse in Oerlikon, wo die Nachbarn nicht Soziologie oder Geschichte, sondern «Centerpulse» und «Wey Design AG» heissen.

#### WENIG LUST AUF WISSENSCHAFT

Heute ist das Publizistikstudium durchstrukturiert, und die Anforderungen sind ständig heraufgesetzt worden. Nach dem ersten und dem zweiten Semester werden jetzt 40 Prozent rausgeprüft. Auf die Strukturierung und die regelmässigen Evaluationen sind Jarren und Bonfadelli besonders stolz. «Gelungenes Branding», nennt Bonfadelli das und kritisiert damit auch «marketingfaule Fächer» der Philosophischen Fakultät, die sich auf dem Markt der Studienfächer zu wenig attraktiv präsentieren. Gerne sieht sich die Publizistik deshalb als Opfer des eigenen Erfolges. Doch die Strukturierung hat auch ihre Schattenseite: Wenn genau vorgegeben ist, was zu tun ist, leisten die Studierenden nur, was verlangt wird, aber selten mehr. Dass Latein nicht Pflicht ist, trägt sicherlich zum Boom bei. Nur ein Viertel der Studienanfänger besitzt eine B-Matur.

Sind die Publizistikstudenten also Drückeberger und Minimalisten? Ein guter «Head Corporate Communications» würde



*Medien und Kommunikation werden heute immer wichtiger. Die Publizistikwissenschaft versucht diesen Trend zu erklären – und erhöht damit die eigene Attraktivität.*

wohl von Pragmatikern sprechen. Oder von Trendsettern. Das klingt besser und führt wieder zurück zu Jasmina. Vielleicht ist sie ein wandelndes Cliché – ein Naivchen ist sie sicher nicht. Sie ist sich bewusst, dass der Medien-Stellenmarkt ausgetrocknet und Besserung nicht in Sicht ist. «Wenn ich es nicht in den Journalismus schaffe, gehe ich halt ins PR-Business oder in die Werbung», sagt sie selbstbewusst.

#### HOHER GEBRAUCHSWERT

Das führt zu Cliché Nummer drei: Publizistik boomt, weil sie ein attraktives Berufsfeld eröffnet. Auch das stimmt; «hohes Gebrauchswertversprechen» nennt Jarren das. Wir leben in einer Medien- und Informationsgesellschaft; der Gegenstand der Publizistik ist also aktuell und der Zugang unmittelbar. Wer liest schon nicht «20 Minuten», schaut «Big Brother» oder betrachtet knackige Pos auf Werbeplakaten und fragt sich dabei, wie das alles wirkt und was dahinter steckt? Da mitzureden und mitzudenken – mit Vorteil in umgekehrter Reihenfolge – macht Spass. Gleichzeitig leben wir in einer Welt, die sich immer stärker funktional ausdifferenziert. Dadurch wird die Kommunikation immer wichtiger, es entstehen neue Jobs. Das erklärt nicht nur den Boom in der Publizistik, sondern ist auch ein Phänomen, das die Publizistikwissenschaft zu erklären versucht.

Dass die Berufsaussichten ausschlaggebend sind für die Studienwahl, zeigt die Befragung eindrücklich. Und sie macht deutlich, dass die Studierenden während des Studiums vor allem viele wichtige Leute kennenlernen wollen, um danach schnell in den Beruf einzusteigen. Sich auf der wissenschaftlichen Spielwiese Publizistik auszutoben, ist nicht gefragt. Auch Jasmina hat dazu keine Lust. Sie gehört damit zu einem neuen Typus von Studierenden, wie sie in der Publizistik häufig anzutreffen sind: Zielorientiert, pragmatisch und mit wenig Interesse an Theorien und Politik. Sie sind auch, wie die Statistik zeigt, mehrheitlich weiblich. Weshalb Frauen eine grössere Affinität zu den Kommunikationsberufen haben sollen, ist allerdings noch nicht erforscht. An der ehemaligen Swissair-Kommunikationschefin Béatrice Tschanz alleine, die zwei Stöcke höher für Centerpulse kommuniziert, kann es nicht liegen.

#### NACHGEFRAGT

### «SÄMTLICHE FACETTEN DER MEDIENWELT»

*Publizistik ist ein Engpassfach. Weshalb haben Sie sich trotzdem dafür entschieden?*  
Weil es mich einfach mit Abstand am meisten interessiert hat. Sämtliche Facetten der Medienwelt werden behandelt.

#### *Stört Sie der Massenbetrieb?*

Bisher kaum, die Proseminarien waren nicht überlaufen. Allerdings habe ich nur wenig Rückmeldung auf meine Arbeit erhalten. So richtig macht sich die fehlende Betreuung wohl erst im Hauptstudium bemerkbar.

#### *Was möchten Sie nach dem Studium beruflich machen?*

Ich habe mich noch nicht festgelegt. Der Journalismus ist eine Möglichkeit, die mich reizen würde. *mbi*



*Pascal Rosenberger (23) studiert im 6. Semester Publizistik im Hauptfach.*

### «LUST AUF THEORETISCHE DISKUSSIONEN GERING»

#### *Weshalb haben Sie Publizistik im zweiten Nebenfach gewählt?*

Ich hatte Publizistik anfänglich im ersten Nebenfach, nach dem Grundkurs und der Statistik verschob ich es aber ins zweite Nebenfach.

#### *Weshalb?*

Ich habe mit der Publizistik begonnen, als sie zum Hauptfach aufgewertet wurde. Der Grundkurs war überlaufen, und der kurzfristig engagierte Tutor war erst im dritten Semester, konnte also vieles auch nicht befriedigend erklären. Ich erwartete einen theoretischen Blick hinter die Kulissen der Medienwelt auf wissenschaftlichem Niveau. Nach einem Jahr war ich aber ernüchtert, weil nur oberflächlich diskutiert wurde.

#### *Und das hat sich nicht verändert?*

Kaum. Ich finde, viele Publizistikstudierende sind zu wenig kritisch, sowohl gegenüber dem Lehrbetrieb, als auch inhaltlich. Die Lust auf theoretische Diskussionen ist sehr gering.

#### *Liegt das an der Masse?*

Nein, in der Geschichte hat es auch viele Studierende. Dort sind die Diskussionen aber viel besser. Für mich herrscht bei den Publizisten eine andere Kultur, keine wissenschaftliche, eher eine populärwissenschaftliche. *mbi*



*Jakob Bächtold (27) studiert im 14. Semester Publizistik im Nebenfach.*

# GLOBI MACHT KINDER KREATIV

«Ich weiss etwas, das zeig ich euch: Kommt alle in mein lustig Reich!» Als die erste Globi-Bildergeschichte am 24. August 1932 in den Zeitungen erschien und die Kinder dazu aufrief, dem Vogel mit den karierten Hosen zu folgen, war die Begeisterung gross. Zur Feier des 25-jährigen Bestehens der Magazine zum Globus hatte deren Reklamechef Ignatius Karl Schiele die Idee zu einem grossen «Jugendmeeting». Eine Werbefigur sollte dazu einladen, dort als Unterhalter auftreten und schliesslich dabei helfen, die Globus-Produkte zu verkaufen. Und so entwickelte Schiele zusammen mit dem Zeichner Robert Lips den Globi, der schon bald von der Werbefigur zum Kinderbuchhelden avancierte und mit seinen inzwischen über siebzig Jahren noch immer aktiv ist. Besonders in den ersten Jahrzehnten seines Daseins inspirierte der blaue Vogel Kinder zu zahllosen kreativen Werken. Diese wiederum hielten die Figur mit ihrer Begeisterung, ihrer Anteilnahme, ihren Ideen und Aktivitäten am Leben. Was aber veranlasste Tausende von Kindern, Globi Briefe zu schreiben, Bilder zu zeichnen, Geschichten zu erzählen, Verse zu dichten, Theaterstücke zu schreiben, Schlager zu komponieren, zu basteln und zu werkeln?

Für das Jugendmeeting hatte die Geschäftsleitung beschlossen: «Sämtliche Räume – vom Parterre bis hinauf zum Dachstock – alle Schaufenster, alle Veranstaltungen inner- und ausserhalb des Hauses, alle Inserate und Drucksachen sind dem Kinde zu widmen!» Höhepunkt des Jugendmeetings war ein leibhaftiger Globi mit einem riesengrossen Kopf und rotweiss karierten Hosen. An den Aktivitäten der Kinder nahm er lebhaft Anteil, unterhielt sie mit Spässen und las ihnen ihre Wünsche von den Augen ab. Wochenlang gingen Kinderbriefe für Globi beim Reklamechef Schiele ein, in denen sie sich weitere Feste wünschten und mehr über den Globi erfahren wollten. Und so sorgte Globus für mehrere spektakuläre öffentliche Auftritte der Globi-Figur und veranstaltete noch zwei weitere Jugendmeetings.

Als der Trubel der Direktion zu viel wurde, schaffte sie die Jugendmeetings ab. Von Januar 1935 an erschien dafür einmal im Monat die Zeitschrift «Der Globi». Geschichten, Bastel- und Spielanleitungen und vor allem die gezeichneten Globi-Abenteuer gehörten zum Inhalt. Dazu gab es Wettbewerbe und den Briefkasten der Globi-Redaktion. Nach zwanzig Jahren Globi hiess es: «Jede Nummer brachte stets reiche Fracht: neben der Belehrung die Unterhal-

Pflicht. In der Zeitschrift berichteten sie über ihre Helfertaten und ihre Club-Aktivitäten. 1937 schrieb der Redaktor: «Die Globi-Club-Bewegung will also die guten Kräfte – die in jedem jungen Menschen schlummern – fördern und zur Entfaltung bringen.» Die Kinder zeichneten und verfassten Geschichten, Gedichte und Theaterstücke, die sie dann selbst zur Aufführung brachten. Von der Redaktion wurden sie mit Anerkennung und Lob bedacht. Über die



tung, neben dem Ernst den Humor, neben der Zerstreung die Sammlung. Und nicht zuletzt setzte sich die Redaktion dafür ein, dass auch der innere Mensch auf seine Rechnung kam.»

Globi wirkte gemeinschaftsstiftend, denn 1936 entstand aus den Kreisen der Globi-Leser heraus die «Globi-Club-Bewegung». Jungen und Mädchen schlossen sich in Gruppen zusammen, bis 1952 entstanden rund 700 Clubs mit mehr als 9000 Mitgliedern. Die Globi-Zeitschrift formulierte Grundsätze für die Clubs: Kameradschaft, sinnvolle Freizeitgestaltung und gute Taten gehörten für die «Globianer» zur

Jahre gingen zigtausend Briefe auf der Globi-Redaktion ein. In vielen wird die grosse Bedeutung Globis als Ansprechpartner für die Kinder deutlich. Jeder einzelne Brief wurde in der Redaktion individuell beantwortet. Andere Antwortbriefe erschienen in der Globi-Zeitschrift. Auch viele Bastelarbeiten, Zeichnungen und Gedichte wurden dort veröffentlicht. Das eigene Werk gedruckt zu sehen, bedeutete für die Kinder viel: «Unbeschreiblich war meine Freude, als ich im nächsten Heftli meinen Globi abgebildet sah, und das Lob der Redaktion darunter stand, und es alle Globianer sehen konnten»,

schrieb eine Lehrtochter und fuhr fort: «Die Globi-Redaktion wurde fast überhäuft von meinen Werklein.» Nach zwanzig Jahren war von Hunderttausenden von Einsendungen die Rede. Auf diese Flut reagierte die Redaktion erfreut. Voller Stolz überschrieb sie einen Artikel mit: «Globi regt das Basteln an.»

Es war zu dieser Zeit nicht selbstverständlich, dass künstlerische Aktivitäten von Kindern Beachtung fanden. Zu den Zielsetzun-



gen der Zeitschrift aber gehörte, «das Kind in allen seinen Belangen ernst zu nehmen und sich mit seiner Welt und in seiner Sprache auseinanderzusetzen, ohne dabei kindisch zu werden». Reklamechef Schiele wollte sie «zum Sprachrohr der Jugend machen», um zu zeigen, «welch schöpferische Kräfte in der Jugend liegen». So wurden alle Kunstwerke aufbewahrt. Die Bastelarbeiten stellte man in der Redaktion in gläsernen Vitrinen aus, die Zeichnungen sammelte man in «Künstleralben». Besuch war auf der Globi-Redaktion immer willkommen, wo die Kinder diese Künstleralben in einer eigens ein-

gerichteten Globi-Stube bestaunen konnten. Gründe für die von Globi ausgelöste kreative Betätigung der Kinder gibt es mehrere. Als quasi leibhaftige Person, die ihnen mit Empathie begegnete, gewann die Globi-Figur ihr Vertrauen. Von der Globi-Redaktion erfuhren sie ungewohnte Anerkennung. Deren Erziehungsziele waren für sie stets transparent. So bieder und restaurativ diese heute erscheinen mögen, waren sie doch einer Pädagogik geschuldet, die den Bedürfnissen der Kinder im Vergleich zu dem Erziehungsstil, den sie aus Schule und wohl auch Elternhaus kannten, mehr entgegenkam und ihr kreatives Potenzial freisetzte. Nicht nur in seinen Geschichten, wo Globi zuweilen anarchische Züge hat, sondern auch durch die Förderung der schöpferischen Eigenaktivität der Kinder seitens der Globi-Redaktion erschien ihnen dieser Vogel als «die erlaubte Freiheit», wie es Adolf Muschg zu Globis 60. Geburtstag formulierte.

Die schöpferische Interaktion zwischen Redaktion und kindlichem Publikum zeugt von bemerkenswert fortschrittlichem pädagogischen Impetus. Erstaunlich aber ist dies nicht unbedingt. In den ersten drei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts hatten die Vertreter der so genannten Reformpädagogik wesentliche Elemente der dann von Reklamechef Schiele und seiner Redaktion vertretenen Grundsätze und Methoden entwickelt. Die «Selbsttätigkeit» des Heranwachsenden und seine «Produktivkraft» standen bei ihnen im Zentrum. «Wir wünschen», sagte einer ihrer Protagonisten, Fritz Gansberg, «dass das Kind immer in Bewegung bleibe, arbeite, male, dichte, forsche, probiere, vortrage oder wozu seine Neigung es immer treibt». Dichtung solle man «vom Kinde aus» betreiben, kindliche Werturteile über Kinderliteratur ebenso respektieren wie ihr freies, unzensiertes Schreiben als Kunstproduktion anerkennen.

Im Rahmen der Reformpädagogik wurde auf die Ergebnisse der experimentellen Kinderpsychologie zurückgegriffen. Dies tat auch

Schiele: «Mein Entschluss, die Welt des Kindes zu der meinigen zu machen, war gefasst. Und von da an studierte ich nicht nur systematisch das ganze Gebiet der Kinder-Psychologie, sondern suchte auch persönlichen Kontakt mit den Kindern jeden Alters», schrieb er rückblickend 1945.

Vom Schweizerischen Lehrerverband wurden Schieles Bemühungen nicht goutiert. Zwar wurde ihm Zustimmung für die in den Globi-Büchern vermittelte Gesinnung zuteil, aber «leider müssen wir feststellen, dass die Jugend zu wichtig genommen wird», hiess es seitens der Jugendschriftenkommission 1947. Und weiter: «Der Ton ist den Kindern gegenüber zu herablassend. Das Kind wird überschätzt. (...) Es ist notwendig, dass sich der Erwachsene nicht zum Kind herablasse. Das Kind müsse man vielmehr zum Erwachsenen heraufschauen lassen.» Genau dies aber und die damit verbundene blosser Rezeptivität waren der Reformpädagogik wie auch Schiele ein Dorn im Auge.

*Dr. Ingrid Tomkowiak, Privatdozentin an der Universität Zürich, ist wissenschaftliche Leiterin der Abteilung Europäische Volksliteratur.*

#### LITERATUR

Waltraut Bellwald: Globi, ein Freund fürs Leben. Die Erfolgsgeschichte einer Reklamefigur, Zürich 2005 (im Druck)

Globi und seine Zeit. Begegnung mit einem Schweizer Phänomen. Von 1952 bis heute, Ausstellungskatalog, Text- und Bildredaktion: René Ammann, Zürich 2005 (im Druck)

#### AUSSTELLUNG

Der siebzigjährigen Geschichte des Globi widmet sich eine Ausstellung, die unter Mitwirkung der Abteilung Europäische Volksliteratur der Universität Zürich erarbeitet wurde und zunächst vom 31.8. bis 17.11.2005 im Gewerbemuseum Winterthur gezeigt wird, bevor sie in weiteren Städten der Schweiz zu sehen ist.

# UNORTHODOXE JURISTIN

Die 34-jährige Rechtsprofessorin Andrea Büchler hat eine schillernde Biographie und vielseitige Interessen. Neben traditionelleren Fragen forscht sie über das islamische Recht und über rechtliche Probleme der Transsexualität. Von Roger Nickl

Die Sonne brennt auf das Containerhaus an der Schönberggasse. Drückend heiss und feucht ist die Luft im Seminarraum. Die Hitze erinnert an südlichere Regionen und passt so eigentlich recht gut zum Thema der laufenden Vorlesung «Islamisches Recht: Eine Annäherung». Andrea Büchler hat eine Folie aufgelegt und erläutert die Stellung der Scharia in der Verfassung verschiedener arabischer Länder. Nur selten nimmt die junge Frau in der beigeen Sommerjacke und den olivfarbenen Baumwollhosen die

im Tessin gerade die Matura hinter sich gebracht und Lust auf Neues. Also entschloss sie sich, ein Einwegticket nach Nicaragua zu kaufen. «Das One-way-Ticket war für mich ein Symbol», erinnert sich Büchler, «ich wollte einfach weg und nicht bereits beim Hinflug an die Rückkreise denken müssen.» Sie wollte sich ganz auf das einlassen können, was auf sie zukam. Sie liess Zentralamerika hinter sich und reiste weiter in den Fernen Osten. In Nepal, Thailand und Hongkong arbeitete sie an Privatschulen als

*«Gerade an den Rändern einer Kultur wird deren Zentrum deutlich – Grenzen sind Orte der Begegnung.»* Andrea Büchler

Hände vom Leseputz und unterstützt ihre Ausführungen mit einigen kleinräumigen, präzisen Armbewegungen. Dann führt sie ihren Vortrag mit ruhiger Stimme fort.

## KARRIERE IM SCHNELLZUGTEMPO

Seit letztem Herbst ist Andrea Büchler ausserordentliche Professorin für Privatrecht an der Universität Zürich – und dies mit ebenfalls ausserordentlichen 34 Jahren. Wer die Karriereleiter so steil und schnell hochklettert, denkt man sich, der muss hartnäckig und über Jahre hinweg nur auf dieses eine Ziel hingearbeitet haben. Der Blick auf den schillernden Lebenslauf der jungen Professorin zerstreut aber solche Mutmassungen. Andrea Büchler verbrachte nach der Matura mehrere Jahre im Ausland, wurde mit 21 Mutter, zog 26-jährig als jüngste Parlamentarierin in den Basler Grossen Rat und verfolgte daneben ihre akademische Karriere. Büchler scheint alles im Schnellzugtempo zu erledigen. Dass sie dabei immer die Jüngste sei – daran habe sie sich mittlerweile gewöhnt, meint sie und lacht.

Jung war sie auch damals, als sie mit 18 in die weite Welt aufbrach. Andrea Büchler hatte

Englischlehrerin – so dauerte der Auslandsaufenthalt schlussendlich fast drei Jahre. Eine besondere Herausforderung sei es für sie damals gewesen, als allein reisende Frau in dieser Welt zu bestehen, sagt Andrea Büchler. Das machte eine intensive Auseinandersetzung mit sich selbst unumgänglich.

Die Reise rund um den Globus hat ihren Blick für soziale, kulturelle und geschlechtsspezifische Differenzen geschärft. Auch für die rechtswissenschaftliche Forschung, die sie heute betreibt. «Man muss immer wieder versuchen, festgefahrene Denkmuster zu verlassen», sagt Andrea Büchler. Erhalten hat sich die Rechtsprofessorin auch die Offenheit der Weltenbummlerin – die Lust am Unbekannten und an unorthodoxen Perspektiven. So untersucht sie neben traditionelleren Gebieten wie etwa dem Familienrecht auch Fragen des Gender Law. Sie schreibt Aufsätze zur rechtlichen Problematik der Transsexualität oder der Intersexualität. Büchler: «In der Schweiz kennen wir das Recht zur Selbstbestimmung der amtlichen Geschlechtsidentität nicht – es fragt sich, weshalb dem so ist.» Und

sie untersucht – in der Tradition postmoderner Fragestellungen stehend – inwieweit das Recht Geschlechterverhältnisse nicht nur regelt, sondern Geschlecht auch konstruiert.

## DAS EIGENE UND DAS FREMDE

Andrea Büchlers Büro ist blendend weiss gestrichen. Noch wirkt es etwas provisorisch. Ein kleinformatiges Bild an der makellosen Wand zeigt ein unscharfes Porträt von Dubai. Eine sehr spezielle Stadt sei die aus dem Sandboden gestanzte Metropole am Persischen Golf, meint die Rechtsprofessorin. Auf dem runden Sitzungstisch liegt eine deutsche Übersetzung des Korans. In der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Islamischen Recht verbindet sich für Büchler die Faszination des Fremden mit dem Eigenen. «Gerade an den Rändern einer Kultur wird deren Zentrum deutlich», sagt sie, und: «Grenzen sind Orte der Begegnung». Solche Blickwinkel will sie für ihre rechtswissenschaftliche Arbeit fruchtbar machen. «Für die Forschung, aber auch für die juristische Ausbildung ist es wichtig, dass man den eigenen Standpunkt als solchen erkennt», betont Andrea Büchler. Die Auseinandersetzung mit anderen, auch vorurteilsbeladenen Rechtstraditionen und -praktiken könne dabei helfen, die eigene Position deutlicher wahrzunehmen.

Sie hat aber auch eine ganz praktische Seite. Denn wir sind auch in der Schweiz mit der zunehmenden Einwanderung von Menschen konfrontiert, die in der islamischen Tradition verankert sind. «Integration setzt Wissen voraus – auch auf der Seite der Aufnahmegesellschaft», ist Büchler überzeugt. Für dieses Problemfeld engagiert hat sie sich auch im Grossen Rat, wo sie eine Spezialkommission für das Integrationsleitbild der Stadt Basel präsidierte.

Drehen wir das Rad noch einmal zurück – wieso hat sie sich denn eigentlich für die Rechtswissenschaft und für die Universität entschieden? Die Antwort auf diese Frage klingt im ersten Augenblick auch unorthodox: «Am An-



## «ES GENÜGT NICHT, DAS HIRN ZU REPARIEREN»

fang meiner akademischen Karriere stand die Geburt meiner Tochter», erzählt Andrea Büchler. Die Schwangerschaft war Grund für eine Neuorientierung. So tauschte sie das Nomadenleben gegen das Jura-Studium ein. Büchler: «An der Rechtswissenschaft interessierte mich vor allem die Verbindung von analytischem Denken und Praxisbezug – man kann Gutes tun.» Dieser Wille zur Praxis kam später auch bei der Dissertation zum Thema «Gewalt in Ehe und Partnerschaft» und bei der damit verbundenen Gründung des Interventionsprojektes «Halt Gewalt» zum Tragen. Letzteres setzt sich gegen Gewalt im sozialen Nahraum ein und wird mittlerweile erfolgreich von der Stadt Basel weitergeführt.

### «ABSOLUT PRIVILEGIERT»

Während der Dissertation und der Habilitation kam neben dem Engagement als Familienfrau noch das politische Amt hinzu. «Das war eine harte Zeit», erinnert sich Andrea Büchler. Zu bewältigen war die Mehrfachbelastung von Familie, Wissenschaft und Politik nur durch einen partnerschaftlichen Umgang mit den Familienpflichten, aber auch durch unermüdliche Arbeit, Disziplin und eine gehörige Portion Ehrgeiz. Als Vorteil, Beruf und Familienleben unter einen Hut zu bringen, erachtet die Rechtsprofessorin rückblickend die frühe Schwangerschaft. «In der Ausbildungszeit konnte ich mich mit einem Kleinkind relativ gut organisieren, das wäre bei der jetzigen Arbeitsbelastung schwieriger», sagt sie. Trotz grosser und vielfältiger Beanspruchung empfindet sie ihre aktuelle berufliche Situation aber als «absolut privilegiert». Die wirklich harte Arbeit, davon ist Andrea Büchler überzeugt, leisten Frauen, die den Lebensunterhalt für sich und ihre Kinder als Verkäuferin in der Migros verdienen müssen.

LITERATUR Liste unter [www.rwi.unizh.ch/buechler/publikationen/uebersicht.htm](http://www.rwi.unizh.ch/buechler/publikationen/uebersicht.htm)

Der Kanton Zürich spart: Davon betroffen ist auch die Psychiatrische Universitätsklinik (PUK). Welche Folgen hat dies für die Betreuung psychisch Kranker? Mit Daniel Hell, dem Klinischen Direktor der PUK, sprach Thomas Gull

*Herr Hell, auch an der Psychiatrischen Universitätsklinik (PUK) muss gespart werden. Wissen Sie schon in welchem Umfang?*

DANIEL HELL: Nein, wir wissen es noch nicht. Die Gesundheitsdirektion hat bereits einen Entschluss getroffen, der die PUK jedoch nicht direkt betrifft: Die Klinik Sonnenbühl, ein Betreuungsangebot für Drogenkranke, wird auf Ende Jahr geschlossen. Damit fällt ein wichtiges Angebot für Drogenkranke weg.

*Wer entscheidet, wie viel an der PUK eingespart werden muss?*

HELL: Einerseits die Gesundheitsdirektion; man wird den einzelnen Kliniken sagen, wie viel gespart werden muss. Andererseits laufen bereits Sparmassnahmen bei der Bildungsdirektion.

*Auch die Universität muss sparen.*

HELL: Was meinen Bereich betrifft, kann man uns kaum etwas wegnehmen. Ich kann mir nur schwer vorstellen, dass wir von den Sparmassnahmen der Universität betroffen sein werden.

*Mussten Sie in vergangenen Jahren sparen?*

HELL: Ich habe die Entwicklung der Psychiatrie dreissig Jahre lang live miterlebt. Als armes Fach innerhalb der Medizin haben wir von der wirtschaftlichen Prosperität profitiert. In den vergangenen drei Jahrzehnten gab es bedeutende Reformschritte. Dabei haben die finanziellen Ressourcen eine wesentliche Rolle gespielt. Wir konnten umbauen; wir konnten die Wachsäle abschaffen und kleinere Zimmer machen; wir konnten die Betreuung individualisieren und Personal für spezielle Therapien einstellen; wir konnten ambulante und teilstationäre

*«Wir haben heute nur wenig mehr Personal als vor 12 Jahren, bewältigen damit aber viermal mehr Akutbetreuungen als noch 1990.» Daniel Hell*





näre Angebote als Alternative zur geschlossenen Klinik schaffen. Es war ein riesiger Umbruch.

*Die «Revolution», die Sie andeuten, ist vor allem die Individualisierung der Betreuung?*

HELL: Genau. Die Individualisierung der Betreuung setzte Ressourcen voraus. Insbesondere für die zwischenmenschliche Beziehung zu den Kranken. Früher waren die Pflegenden noch Wärter. Heute sind es Fachleute der Betreuung. Der zweite Faktor, der zu den tief greifenden Veränderungen geführt hat, war ein Einstellungswandel und die Kritik an bestehenden Missständen. Die herkömmliche Psychiatrie war sehr paternalistisch. Sie legte Wert auf Ordnung und «väterliche» Bestimmtheit. Die Menschen in den psychiatrischen Kliniken mussten sich den klaren Ordnungsstrukturen unterwerfen. Diese sind ersetzt worden durch die therapeutische Gemeinschaft. Dies spiegelt die Entwicklung in der Gesellschaft in den 70er- und 80er-Jahren hin zu mehr Liberalität und Partizipation. Der dritte Faktor waren die Medikamente, die die Durchführung der Reformen erleichterten.

*Wie schätzen Sie Ihre heutige Situation ein?*

*Welche Bereiche müsste man noch verbessern?*

HELL: Es ist schwierig, nötige, aber teure Verbesserungen darzulegen, weil wir die finan-

ziellen Ressourcen nicht haben werden. Es wäre nur belastend, wenn wir jetzt noch illusionäre Wünsche in die Welt setzen würden. Die Psychiatrie hat riesige Fortschritte gemacht und den Abstand zu den somatischen Disziplinen der Medizin verkleinert. Aber wir sind immer noch eine relativ arme Disziplin innerhalb der Medizin. Wenn jetzt gespart wird, trifft uns dies besonders hart.

*Weshalb?*

HELL: Beispielsweise haben wir heute nur wenig mehr Personal als vor 12 Jahren, bewältigen aber damit viermal mehr Akutbetreuungen als noch 1990. Das heisst, unser Personal musste bereits in den vergangenen Jahren unter grösserem Druck arbeiten. Es stellt sich die Frage: Was passiert, wenn unsere Mittel noch mehr eingeschränkt werden? Auf den Stationen können wir das Personal nicht abbauen. Wenn wir trotzdem sparen müssen, sind wir gezwungen, zu rationieren. Wir müssen Angebote wegfällen lassen oder die Mittel für einzelne Angebote kürzen.

*Welche werden das sein?*

HELL: Das kann ich im Moment nicht sagen.

*Sie denken offenbar auch daran, Mittel einzusparen durch flexiblere*

*Betreuungsformen wie etwa mobile Betreuungsequipen. Wie muss man sich das vorstellen?*

HELL: Da sehen wir ein kleines, aber realistisches Sparpotenzial. Wir müssen unter den gegebenen Bedingungen die bestmöglichen Lösungen finden. Eine mobile Equipe könnte eine solche sein. Die Equipe würde aus Ärzten und Pflegern bestehen, die 24 Stunden am Tag abrufbar sind. So könnten vor Ort mit den Patientinnen und Patienten Gespräche geführt, Angehörige entlastet und Therapien durchgeführt werden wie in der Klinik. Solche Modelle gibt es bereits im angelsächsischen Raum. Sie haben sich bewährt und sind etwas günstiger als die Vollhospitalisation. Im Kanton Zürich könnten gemäss Abklärungen etwa sechs Prozent der Vollhospitalisierten so betreut werden. Wir möchten dieses Angebot seit zwei oder drei Jahren einführen, als Ergänzung zum bestehenden. Wegen des Spardrucks konnte es jedoch noch nicht realisiert werden.

*Jetzt ist es umgekehrt: Wegen des Spardrucks versucht man, diese Lösung umzusetzen?*

HELL: Es ist noch nichts entschieden. Aber meine persönliche Meinung ist: Wenn wir ohnehin sparen müssen, müssen wir prüfen, ob es nicht gelingen könnte, mit einer mobilen Equipe einen gewissen Druck von der Klinik

*«Wenn wir uns von den billigen technischen Lösungen verführen lassen, würden wir unsere Patientinnen und Patienten verraten.» Daniel Hell*



wegzunehmen. Wir würden wahrscheinlich eine Station durch eine mobile Equipe ersetzen können. Im Gespräch ist auch eine Akut-Tagesklinik als Alternative und Ergänzung zur Vollhospitalisation. Damit hätten wir ein differenzierteres Angebot. Wir hätten die stationären Klinikbereiche und daneben die mobile Equipe und die Akut-Tagesklinik als neue Alternativen, plus die ambulante und teilstationäre Behandlung, die wir bereits heute haben.

*Ihre Strategie, um dem Spardruck zu begegnen heisst also: Diversifikation und Differenzierung des Angebots?*

HELL: Genau.

*Welche Konsequenzen haben allfällige Sparübungen auf die psychiatrische Behandlung? Sie machen sich für eine gesamtheitliche Therapie psychisch Kranker stark, die auf die Individualität jedes Einzelnen eingeht.*

HELL: Es ist nicht alles mit Medikamenten oder technisch lösbar. So kann kein Psychopharmakon die Belastungen durch die Umgebung aus der Welt schaffen oder allein die Selbständigkeit fördern. Gerade in der Klinik sind die zwischenmenschlichen Begegnungen entscheidend für den Heilungserfolg. Wie sich der Patient verstanden fühlt, hängt davon ab, wie man seinem Leiden begegnet. Leiden, deren Ursachen zum

Teil psychosozialer Natur sind, verschwinden nicht einfach durch die Abgabe von Medikamenten. Man kann sie höchstens symptomatisch zudecken.

*Die Reduktion psychischer Erkrankung auf ein hirnmedizinisch-chemisches Problem wäre ein Rückschritt?*

HELL: In der Tat. Eine Verkürzung auf hirnrnorganische Prozesse würde den Lebensproblemen und dem Selbsterleben der Erkrankten nicht gerecht werden. In den 70er- und 80er-Jahren haben wir von der Kritik an bestehenden Missständen profitiert. Man sagte: So kann es nicht weitergehen. Es geht nicht an, dass erregte Menschen in Wachsälen zusammengepfertcht und mit den neu entdeckten Neuroleptika ruhig gestellt werden. Meines Erachtens hat die Psychiatrie von dieser Kritik profitiert, weil man sich sagte: Wir müssen es anders machen. Was passiert heute? Wir sind in einer Situation, in der mit der abnehmenden wirtschaftlichen Prosperität die erreichten Fortschritte gefährdet sind. Aber auch die Kritik an der Psychiatrie ist etwas verstummt.

*Offenbar weil es Verbesserungen gab.*

HELL: Ja, weil es wesentliche Reformen gab. Gerade um des Erreichten willen muss die Psychiatrie jedoch jetzt sehr selbstkritisch sein. Wir

dürfen uns nicht überschätzen und meinen, allein dank unserer modernen Neurowissenschaft die anstehenden Probleme lösen zu können. Ich habe eine Psychiatrie miterlebt, welche die modernen Neuroleptika und Antidepressiva schon zur Verfügung hatte, aber institutionell verarmt war. Das war Anfang der 70er-Jahre. Schon eine ganze Generation hatte mit diesen modernen Substanzen gearbeitet, aber die psychiatrische Versorgung war noch fast gleich wie in den 50er-Jahren. Deshalb ist es für mich heute sehr wichtig, darauf hinzuweisen, dass wir die Probleme nicht einfach chemisch lösen können. Man muss versuchen, den Menschen innerlich zu erreichen. Es genügt nicht, das Hirn zu «reparieren». Man muss psychisch Kranke auch innerlich abholen und sie zwischenmenschlich und sozial unterstützen.

*Was auf dem Spiel steht, wenn gespart werden muss, ist die persönliche Betreuung?*

HELL: Genau. Wenn man die persönliche Betreuung aufgibt, gibt es einen Backlash. Er könnte dazu führen, dass man die Patienten wieder vermehrt als Objekt sieht, das man ruhig stellen oder chemisch verändern muss.

*Hatte denn die Individualisierung der Behandlung überhaupt Erfolg?*

HELL: Riesigen Erfolg. 1971 übernahm ich als

*«In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gab es einen politisch motivierten Missbrauch der Psychiatrie.» Daniel Hell*



junger Assistent am Burghölzli Patienten, die seit zwanzig oder dreissig Jahren eingeschlossen waren, unter kasernierten Bedingungen. Sie alle konnten nach und nach in die Stadt gehen und später beispielsweise in Wohnheimen leben. Diese «Enthospitalisierung» war möglich dank der IV-Rente, die in den 60er-Jahren eingeführt wurde und die man benutzen konnte, um Wohnformen ausserhalb der Klinik anzubieten. Und es konnten dank solchen Ressourcen Eingliederungsangebote geschaffen werden. Das war ein enormer Fortschritt, vor allem auch für die Schwer- und Langzeitkranken.

*Wenn ich Sie richtig verstanden habe, wurden damals auch Menschen in psychiatrische Anstalten eingewiesen, die sozial auffällig waren. Sie wurden weggesperrt, damit man Ruhe hatte?*

HELL: Diese Tendenz gab es, vor allem in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Es gab einen politisch motivierten Missbrauch der Psychiatrie. Kritik kam erst auf, als sich in der Gesellschaft ein liberaleres Denken durchsetzte. Das ist ein wichtiger Punkt: Als die Psychiatrie ab den 70er-Jahren reformiert wurde, konnte man dank der wirtschaftlichen Prosperität darauf hinarbeiten, dass psychisch Kranke wieder in den Arbeitsprozess integriert wurden. Auch die soziale Sicherheit war in dieser Zeit noch grösser, als sie es heute ist. Wenn wir heute Patienten aus der Klinik entlassen, ist eine Integration in die Arbeitswelt viel schwieriger geworden. 75 Prozent unserer heutigen Patientinnen und Patienten haben nach Entlassung keinen Arbeitsplatz. Wir beobachten heute eine Art Demoralisationssyndrom. Viele psychisch kranke Menschen sind demoralisiert, sie haben wenig Perspektiven, sie haben keinen Lebenssinn mehr und fühlen sich alleine gelassen, sie geben sich selber auf, fühlen sich aber auch von den anderen aufgegeben. Gerade diese Demotivation ist ein Problem, das man nicht einfach chemisch lösen kann. Es braucht andere Angebote. Es ist entscheidend, dass neue psycho- und sozialtherapeutische Angebote geschaffen werden, damit sich die Menschen mit ihrer neuen Situation besser zurechtfinden.

*Mit der Situation, keine Arbeit zu haben, oder damit, psychisch krank zu sein?*

HELL: Das geht Hand in Hand. Psychisch kranke Menschen sind ohnehin schon oft randständig und zum Teil auch stigmatisiert. Zudem sind sie nicht mehr in ein strukturiertes Leben eingebettet, wie sie es vielleicht früher waren. Viele haben nicht gelernt, ohne Strukturierung zu leben. Durch die psychische Erkrankung verlieren viele zudem ihre Stelle oder werden aus anderen Gründen arbeitslos. Dann müssen sie plötzlich völlig unstrukturiert mit sehr viel «leerer» Zeit fertig werden. Das ist sehr schwierig. Bereits für gesunde Arbeitslose ist das extrem anspruchsvoll. In den 70er- und 80er-Jahren – zur Zeit der Reformpsychiatrie – gab es ausserhalb der Klinik noch vermehrt andere Strukturen, die die Menschen auffingen: Angehörige, Arbeitgeber und Gemeinden. Heute kämpfen alle mit der Deregulierung. Deshalb ist es für mich entscheidend, dass die Psychiatrie diese Herausforderung annimmt.

*Sie haben gesagt, dass für psychisch Kranke die Reintegration schwieriger geworden ist. Führt das härtere gesellschaftliche und wirtschaftliche Umfeld auch zu mehr psychischen Erkrankungen?*

HELL: Das ist empirisch bestens untersucht: Arbeitslosigkeit führt zu vermehrten Depressionen, Angststörungen und weiteren psychischen Erkrankungen. Die Psychiatrie ist ein medizinisches Fach, das besonders von den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen abhängig ist. Deshalb muss sie sehr darauf achten, was die Gesellschaft von ihr verlangt.

*Was sie heute trifft, ist die Rationalisierung der Gesellschaft, die bis in den sozialen Bereich hinein reicht.*

HELL: Genau. Man kann dabei mitmachen, um die Psychiatrie in ein gutes Licht zu stellen. Im Sinne von: Wir tragen die Fahne der Rationalisierung hoch. Wir machen eine ganz rationale Psychiatrie, die erst noch möglichst technisch ist. Damit wird man dem Zeitgeist gerecht. Das ist insofern eine Versuchung, als es scheinbar eine effektive Methode darstellt, das Image der Psychiatrie zu verbessern. Psychiater haben seit je etwas Probleme mit dem beruflichen

Selbstwertgefühl, weil sie nicht die höchst angesehenen Mediziner sind. Sie versuchen deshalb oft, ihr Fach etwas aufzupolieren. Das scheint auch in der Zeit der Eugenik dazu beigetragen zu haben, dass Psychiater besonders lautstark die Eugenik vertraten. So vertrat mein grosser Vorgänger Eugen Bleuler die Eugenik vehement in einer Zeit, als ein grosser Teil der Gesellschaft an diese technische Lösung glaubte. Heute wird ihm dies meines Erachtens zu Recht vorgeworfen.

*Mit dem Blick auf die heutige Situation bedeutet dies, dass man nicht allzu schnell der Versuchung erliegen sollte, das politisch Opportune zu tun, dem Zeitgeist nachzugeben?*

HELL: Wir müssen uns den gesellschaftlichen Realitäten stellen. Aber wenn wir uns von den billigen technischen Lösungen verführen lassen, würden wir unsere Patientinnen und Patienten verraten. Man soll meines Erachtens die technischen Möglichkeiten nutzen, aber man darf dabei das Zwischenmenschliche nicht schwächen. Ganz im Gegenteil: Das Zwischenmenschliche muss gestärkt werden.

## ZUR PERSON

*Daniel Hell (59) ist Professor für Klinische Psychiatrie an der Universität Zürich und Klinischer Direktor an der Psychiatrischen Universitätsklinik Burghölzli. Hells Interesse gilt vor allem dem Verständnis affektiver und psychotischer Erkrankungen in ihrer ganzen Komplexität. Daniel Hell hat auch mehrere Bücher verfasst. Dazu gehören Bestseller wie: «Welchen Sinn macht Depression?» (Rowohlt, 9. Auflage 2005) und sein neuestes Buch «Seelenhunger. Der fühlende Mensch und die Wissenschaft vom Leben» (Huber, Bern, 2. Auflage 2005). Hell ist Mitglied der Nationalen Ethikkommission im Bereich Humanmedizin und Chefredaktor des «Schweizer Archivs für Neurologie und Psychiatrie».*

# HERAUSGEFORDERT

Wenn die Schweiz auch in Zukunft international konkurrenzfähig bleiben will, braucht sie dringend eine kohärente Innovationspolitik, postuliert der Nationalökonom Beat Hotz-Hart. Von Brigitte Blöchlinger

Kommt er oder kommt er nicht, der wirtschaftliche Aufschwung in der Schweiz? Die optimistischen Konjunkturforscher sagen zögernd ja (gegen Ende 2003), das Staatssekretariat für Wirtschaft schüttelt den Kopf: höchstens Nullwachstum. Man weiss es also nicht und hofft. Einer, der dies kritisch analysiert, ist der Vize-Direktor des Bundesamtes für Berufsbildung und Technologie (BBT) und Extraordinarius für Volkswirtschaftslehre und Wirtschaftspolitik am Sozialökonomischen Institut der Universität Zürich, Beat Hotz-Hart. Zusammen mit den BBT-Projektverantwortlichen Carsten Küchler und Andreas Reuter-Hofer sowie seiner Assistentin an der Universität, Barbara Good, hat er ein Buch mit dem programmatischen Titel «Innovation Schweiz» herausgegeben. Damit wird die provokative Frage aufgeworfen, ob die Schweiz selbst eine Innovation oder zumindest innovativ sei. Es werden Analysen und Strategien zur Stärkung der Innovationsfähigkeit des Standortes Schweiz vorgelegt. Weshalb der Fokus auf der Innovation liegt, wird einleuchtend dargelegt: Das Hochlohnland Schweiz mit seiner 40-Stunden-Woche kann weder mehr noch billiger produzieren; wirtschaftlich wachsen und den Wohlstand mehren kann es einzig, indem es qualitativ hoch stehende und einzigartige Produkte und Dienstleistungen entwickelt.

Die Lektüre von «Innovation Schweiz» empfiehlt sich nicht für die Badeanstalt. Das Thema ist zu komplex. Gelegentlich verliert man sich als interessierte Laiin trotz spürbarem Engagement der Autorinnen und Autoren in der von Substantivierungen beherrschten wissenschaftlichen Sprache, im makroökonomischen Jargon und in den zahlreichen Abkürzungen, die im Buch eingestreut sind. Rettungsanker finden sich aber auch: In den Kapiteln «Kritische Würdigung der Befunde» wird die Information meist gut verständlich auf den Punkt gebracht.

Verschiedene Innovations-Rankings geben der Schweiz gute Noten, beziehungsweise setzen sie europaweit auf Platz zwei. Ihr Vorsprung ist in den letzten dreissig Jahren jedoch geschwunden. «Aus den wissenschaftlichen Leistungen der Schweiz könnte man kommerziell mehr herausholen», ist Hotz-Hart überzeugt. Das Technologie-Portfolio der Schweiz sei konservativ, ja tendenziell veraltet. Vor allem in der Telekommunikation und Informatik importiert unser Land zu viel, statt eigene Produkte zu entwickeln – ein Grund dafür, dass die Schweiz während des IT-Booms in den 90er-Jahren als einziges OECD-Land wirtschaftlich nicht gewachsen ist und dadurch ihre frühere Spitzenposition im Wohlstands-Ranking eingebüsst hat.

## GEFORDERTE HOCHSCHULEN

Eine wichtige Grundvoraussetzung für wirtschaftsfördernde Innovationen sind gut ausgebildete Leute, die fähig sind, Wissen ökonomisch erfolgreich anzuwenden und mit geeigneten Partnern zusammenzuarbeiten. Massnahmen, die das Wirtschaftswachstum fördern sollen, müssen heutzutage also immer mit bildungs- und forschungspolitischen Anstrengungen gekoppelt werden. Dass die Hochschulen dabei speziell herausgefordert sind, liegt auf der Hand. Sie müssen sich vermehrt kritische Fragen zur Verwertbarkeit wissenschaftlicher Ergebnisse gefallen lassen. Die Freiheit der Forschung soll zwar nicht angetastet werden, doch müsste der Wissens- und Technologietransfer zwischen Hochschulen und den Unternehmen verbessert und als neuer Leistungsauftrag neben Forschung und Lehre festgeschrieben werden – regen die Verfasser an. Denn obwohl die Privatwirtschaft in der Schweiz stärker als in anderen europäischen Ländern in die anwendungsorientierte Forschung investiert – 69 Prozent des gesamten schweizerischen For-

schungsbudgets stammt aus privater Quelle – scheint das Wissen an schweizerischen Hochschulen für die hiesigen Unternehmen doch nur wenig attraktiv oder sie wissen nicht, was diese zu bieten haben. «Schweizer Unternehmen arbeiten häufiger mit ausländischen Hochschulen zusammen als beispielsweise deutsche Unternehmen», gibt Hotz-Hart zu bedenken.

## FEHLENDER UNTERNEHMERGEIST

Die anstehenden Reformen im Bildungs- und Hochschulbereich müssen deshalb zügig angegangen werden. «Ob mit oder ohne neuem Hochschulartikel in der Bundesverfassung», schreiben die Autorinnen und Autoren, «ist die Schaffung eines Hochschulrahmengesetzes, die Revision des Forschungsgesetzes sowie die Reform der Berufsbildung unabdingbar.» Auch der Schutz geistigen Eigentums sei in der Schweiz zu wenig klar und einfach geregelt, was sich insbesondere für innovative KMUs negativ auswirke. «Die gesetzlichen Regeln zur raschen Verwertung von Resultaten öffentlich mitfinanzierter Forschungs- und Entwicklungsarbeiten greifen bisher überhaupt nicht», wird beanstandet. Die rechtliche Situation ist nur ein Negativpunkt im Wettbewerb um die beste Innovationsfähigkeit. Mindestens so schwer wiegt der Mangel an Unternehmergeist, mit dem die Schweiz geschlagen ist. Hierzulande wird ein allfälliges Scheitern nicht wie in den USA als Lernchance, sondern als sozialer Makel verstanden. Hotz-Hart schlägt eine Stärkung der Start-up-Szene durch Weiterbildung und Coaching-Angebote und eine Stärkung des Marktes für Private Equity vor.

Ob der wirtschaftliche Aufschwung bald kommt oder auf sich warten lässt: die Schweiz braucht eine kohärente Innovationspolitik, die auf einer neuen gesetzlichen Grundlage basiert.

Beat Hotz-Hart, Barbara Good, Carsten Küchler, Andreas Reuter-Hofer: Innovation Schweiz. Herausforderung für Wirtschaft und Politik, Rüegger Verlag 2005, 168 Seiten, 38 Franken





## NICHT NUR MÄNNERSACHE

Krieg ist Männersache. Könnte man meinen, wenn man Soldaten auf Panzern über staubige Strasse preschen sieht. Oder ein Junge, der mit einer Kalaschnikow eine Frau aus dem Haus vertreibt. Nicht nur deshalb ist Krieg auch Frauensache. Es drängt sich geradezu auf, Militär und Krieg als Geschlechtersache zu betrachten. Der Zürcher Historiker Christof Dejung und die Berner Historikerin Regula Stämpfli haben dies mit Blick auf die Schweiz an einer Tagung in Zürich getan und dazu einen Sammelband veröffentlicht. An dessen Anfang steht die These des Sonderfalls: Weil die Schweiz im Zweiten Weltkrieg nicht zerbombt und besetzt worden war, konnte praktisch unverändert in die Nachkriegszeit übernommen werden, was während des Krieges sinnstiftend war. Dazu gehört insbesondere die zur Seele der Nation emporstilisierte Armee und die damit verbundenen Rollenbilder.

In ihrem Beitrag zeigt Regina Wecker, dass die Frauen im Krieg zwar viel stärker ins Arbeitsleben integriert waren, als die Statistiken glauben machen. Durch kurze, schlecht entlohnte Einsätze wurde jedoch der Vorrang der Männer nicht in Frage gestellt, auch wenn diese an der Front standen. Dort mussten die Soldaten wie Frauen putzen und kochen. Dejung erforscht den Militäralltag und macht deutlich, dass die Erfahrungen der Männer oft nicht mit der Männerideologie zusammenpassten. Diese wiederum war, so Ruth Seifert, gebunden an Vorstellungen der friedfertigen Frau, des männlichen Schutzzinstinkts und eines geschlechtsspezifischen Arbeitsvermögens. Mit präzisen Analysen dokumentiert der Band, dass die Schweizer Militärgeschichte nicht ohne die Kategorie Geschlecht auskommt. Um aber die Sonderfallthese sorgfältig zu erörtern, muss noch energischer international vergleichend geforscht werden. *Markus Binder*

Christof Dejung, Regula Stämpfli (Hg.): *Armee, Staat und Geschlecht. Die Schweiz im internationalen Vergleich 1918–1945*, Chronos Verlag 2003, 251 Seiten, 58 Franken

## GOTTLOSER MYSTIKER?

Bereits den Gymnasiasten an der Stiftsschule Engelberg zog das philosophische Phänomen Nietzsche an. Während der frühmorgendlichen Klostermesse las Alois Maria Haas zuweilen die Nietzsche-Anthologien Hans Urs von Balthasars und den «Zarathustra». Die Faszination des Zürcher Literaturwissenschaftlers und Mittelalterspezialisten für den Denker «der ewigen Wiederkehr» hält bis heute an, wie ein neuer, im DreiPunktVerlag erschienener Band belegt.

Der mittlerweile emeritierte Haas hat sich vor allem mit seiner Forschung über die (christliche) Mystik einen Namen weit über die Universität Zürich und die Schweiz hinaus gemacht. Die Mystik bildet auch den Referenzpunkt seines neuesten Buches «Nietzsche zwischen Dionysos und Christus. Einblicke in einen Lebenskampf». Die schön editierte, von der Zürcher Germanistin Hildegard Elisabeth Keller herausgegebene Publikation im unkonventionellen Hochformat versammelt vier Aufsätze von Haas. Ergänzt werden sie durch einen biografischen Essay der Herausgeberin über die intellektuelle Vita des Autors.

Nietzsche und die Mystik: der Widerspruch könnte auf den ersten Blick nicht grösser sein, scheint doch der Verfasser des «Antichrist» und der Verkünder des «Tod Gottes» ganz in der Tradition des Atheismus zu stehen. In seinen Aufsätzen zerstreut Alois Maria Haas ein solch eindimensionales Ansinnen. Er stellt Nietzsche im Gegenteil in ein Spannungsfeld zwischen Gottesferne und Gottessuche: «Nietzsches Antireligion, die so sehr religiösen Charakter hat, zeigt eine Gespaltenheit, für die er den Preis eines lebenslang aufreibenden Kampfes gegen das überlieferte Christentum bezahlt hat.» Haas bringt mit seinen Ausführungen den festen Grund vorgefasster Meinungen ins Wanken – eine Fähigkeit, die auch Nietzsche bis zur Meisterschaft beherrschte. *Roger Nickl*

Alois Maria Haas: *Nietzsche zwischen Dionysos und Christus. Einblicke in einen Lebenskampf*, Hildegard Elisabeth Keller (Hg.), DreiPunktVerlag 2005, 108 Seiten, 29.50 Franken

## FLEISCHLOSE LITERATUR

Karnivore sollten sich von der Studie des emeritierten Zürcher Slavisten Peter Brang nicht abschrecken lassen. Mit seiner Darstellung vegetarischer Lebensweisen in Russland lässt er ein lebendiges Bild einer kulturellen Epoche entstehen. In Russland blühte der Vegetarismus vom späten 19. Jahrhundert bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges – nur wenig später als in Westeuropa. Weshalb diese Strömung in kurzer Zeit so grossen Zulauf fand, erklärt der Autor mit ihrem wichtigsten Exponenten, Leo Tolstoi, aber auch mit der Etymologie des russischen Wortes für Schlachtfleisch, das wörtlich übersetzt «Getötetes» heisst. Ethische Gründe spielten denn auch die wichtigste Rolle für den Verzicht auf Fleisch, reine Geschmacksgründe waren verpönt.

Durch die vegetarische Optik rückt Brang bekannte literarische Texte in ein neues Licht. Er hat aber auch zahlreiche Texte aus den Tiefen der Archive zutage gefördert. Brang wertet Briefe, Notizen, Memoiren von Familienangehörigen, Freunden und den zahlreichen Besuchern aus, die im Hause Tolstois ein und aus gingen. In der Darstellung des Aufgefundenen folgt der Autor weniger theoretischen Vorgaben als einer Ordnung, die sich vom umfangreichen Material her anbietet. Einen grossen Raum nehmen «Fallstudien» von Anhängern und Gegnern des Vegetarismus ein. Ein weiterer Teil stellt Verlage, Zeitschriften und Organisationen ins Zentrum. Mit Blick auf die zeitlichen Veränderungen kommt das Schicksal des Vegetarismus im Ersten Weltkrieg, in der Sowjetzeit sowie sein Wiederaufleben seit der Perestroika zur Sprache. Wer sich nicht für Vegetarismus interessiert, kann dieses Thema in Brangs Buch getrost als Vorwand für eine besondere Kulturgeschichte Russlands betrachten, die – gut lesbar – viele überraschende Seiten und Einblicke gewährt. *Sabine Witt*

Peter Brang: *Ein unbekanntes Russland. Kulturgeschichte vegetarischer Lebensweisen von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Böhlau Verlag 2002, 471 Seiten, 74 Franken

GLOSSE von Thomas Poppenwimmer

## LÖWEN UND ZEBRAS

Je nach statistischer Lebenserwartung nähere ich mich der zweiten Lebenshälfte. Oder ich stecke schon mittendrin. Da wird die Distanz zum Thema Jugend immer spürbarer. Ab und zu muss ich bei mir bereits dasselbe Unverständnis dem adoleszenten Bevölkerungsteil gegenüber diagnostizieren, das ich vor knapp einem Vierteljahrhundert meinen Inhabern elterlicher Gewalt zum Vorwurf machte. Richtig alt fühle ich mich trotzdem nur am Montagmorgen. Auch dem Begriff «erwachsen» bin ich nur ausnahmsweise zugeneigt. Letzteres wird Angehörigen meines Geschlechts vom gegnerischen ohnehin lebenslang bescheinigt. Es bleibt ein Zwiespalt. Das Sächsilüte ist mir nur unwesentlich fremder als die Streetparade. Ganz daneben komme ich mir in einer «Disco ab 30» vor – spätestens wenn die, «It's raining men», Weathergirls aufgelegt werden.

In diesem haltlosen Lebensaltersabschnitt werde ich nun täglich intensiv mit – aus meiner Sicht – Jugendlichen konfrontiert. Denn von diesen ist man an einer Universität gleichsam umzingelt. Die Auseinandersetzung ist unausweichlich. Und sei es nur beim mit täglichen Kampf um einen freien Mensaplatz. Doch am Wasserloch treffen sich bekanntlich auch Löwen und Zebras.

In der Mensa komme ich endgültig ins Staunen. Eigentlich bin ich mit einer nicht unbedeutenden Techniklust gesegnet und somit Produkten wie elektronischer Agenda, Handy oder MP3-Player gegenüber grundsätzlich aufgeschlossen. Doch die souveräne, zum Teil simultane Benutzung dieser Geräte durch Mitglieder der Gruppe der Spätadoleszenten ringt mir fassungslose Hochachtung ab. Da wird mit einem unsichtbaren Gesprächspartner der abendliche Ausgang am Handy besprochen, gleichzeitig am Palm der Terminplan

gecheckt. Man einigt sich in der Regel darauf, später noch einmal zu telefonieren. Dann werden zuerst die als Ohrwärmer getarnten Kopfhörer wieder aufgesetzt und alle potenziell Interessierten per SMS über das soeben Besprochene informiert. Dank der beträchtlichen Lautstärke solcher Handy-Gespräche sind auch alle Personen im Umkreis von zehn Metern auf dem Laufenden.

Bis hierher kann ich noch mithalten, zumindest was das Instrumentarium angeht. Mein Handy hat durch sein antikes Alter bereits einen Coolness-Faktor, Palm und Kopfhörer habe ich auch, und mein Walkman sieht aus wie ein Ultra-Shock-Resistant-MP3-Player. Die Distanz zu den knapp zwei Dezennien nach mir Geborenen manifestiert sich nur in einer bedächtigeren Nutzung meinerseits.

Eine ethische Selbstbefragung löst bei mir aber die sommerliche Hitze aus. Zumindest was die Bekleidungspraktiken der jugendlichen Damenwelt angeht. Was hier an Textilreduzierung betrieben wird, grenzt eher an ein soziologisches Experiment als an Mode. Die meisten der eher knapp Bekleideten könnten ohne Mühe als Britney-Spears-Imitate in einem MTV-Video-Clip auftreten. Und die sind mir sowieso zu hektisch – die Clips. Aber das ist eine andere Geschichte. Bei den moralischen Fragezeichen, die in mir angesichts engster Oberteilchen und hervorlugender Tangas aufsteigen, gerät mein bisher eher liberales Selbstbild ins Wanken. Ich fühle mich alt.

*Thomas Poppenwimmer (38) ist Redaktor des Online-Magazins unipublic (www.unipublic.unizh.ch)*

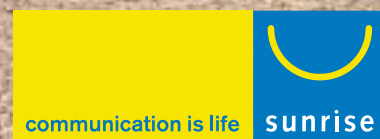


# Grenzenlos flirten

In über 150 Ländern

Mit sunrise kommunizieren Sie weltweit so einfach wie zu Hause – mit oder ohne Abo. Sie können Ihre Mailbox abrufen. SMS senden und empfangen. GPRS-Dienste nutzen. Und bereits in über 15 Ländern MMS-Bildbotschaften verschicken. Mehr Infos unter [www.sunrise.ch/roaming](http://www.sunrise.ch/roaming) oder 0800 707 707.

Always a smile





## Stärker im Service: die Atupri Krankenkasse

1910 als Betriebskrankenkasse der SBB gegründet, ist Atupri heute für alle zugänglich, servicestark und erfolgreich.

### Wann entscheiden Sie sich für Atupri?

Bestellen Sie eine Offerte unter  
Tel. 0844 822 122 oder online:  
[www.atupri.ch](http://www.atupri.ch)

[www.atupri.ch](http://www.atupri.ch)

**atupri** 

Clever und kraftvoll versichert